

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Belehrende und unterhaltende Geschichten

[urn:nbn:de:bsz:31-339789](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-339789)

## Des Wanderers Gruf.



### Gliück auf!

Mit frisch gefasstem, männlich hohem Muth  
Ergreife ich den treuen Wanderstab,  
Und steige bei der Sonne Morgengluth  
Mit warmem Gruf, bergauf, bergab.  
Ich klopf' an die bekannte Hütte,  
Worin der Bauersmann nach alter Sitte —  
Sein Dankgebet empor zum Schöpfer sendet,  
Der nie sein wachend Auge von ihm wendet.

Ich poch' an jedes braven Bürgers Haus.  
Der Dorfschulmeister nickt mir freundlich zu,  
Und der Herr Pfarrer schaut nach mir heraus.  
Und mancher Schloßhof beut mir grüßend Ruh'.  
Dann setzt sich Jung und Alt in traute Runde,  
Aus Fern und Nah erzähl' ich manche Kunde,  
Wie man es treibt und wie es ward getrieben,  
Was uns entschwand, und was uns treu geblieben.

Es steigen Thränen oft in manches Aug',  
Wenn ich zu dem und jenem Freunde will,  
Der heut' die Hand nicht beut, nach altem Brauch.  
„Seit Monden schläft im Grab er stumm und still.“ —

Dann fass' ich tröstend der Verzagten Hände: —  
„Es geht im Grab das Leben nicht zu Ende!  
„Ihr seht ihn wieder in des Himmels Höhen,  
„Wo jedes Leid und jeder Schmerz vergehen!“ —

Das Leben nimmt den allbekannten Lauf.  
Es bleibt nicht immer gut, nicht immer arg.  
Es gibt uns Lust, wie Trübsal in den Kauf,  
Und Enkels Wiege, folgt Großvaters Sarg.  
So bringt manch jugendliche Mutter heuer  
Mir froh entgegen einen kleinen Schreier.  
Vor Jahresfrist war's Mütterlein noch Mädchen!  
Hier spann es Heil, das alte Schicksalrädchen.

Mit starrem Blick den Myrthenkranz im Haar —  
Betritt die Braut das Kircklein auf der Höh' —  
Und kniet andächtig nieder am Altar. —  
Ihr Bräutigam — der schlummert tief im See.  
Er steuerte so muthig durch die Wogen,  
Da hat ein Sturm ihn rasch hinabgezogen.  
Den Wand'rer schmerzt es, solches zu erzählen:  
Nasch trennt das Schicksal oft die treu'sten Seelen.

Ein heil'ger Friede blüh' in Badens Land.  
Der Segen Gottes walte überall,  
Und Fürst und Volk umschling' ein freundlich Band.  
O möchte nie der Kriegstrompete Schall  
Ob dieser Fluren fürchterlich erdröhnen,

Und Glück und Heil auf lange Zeit verpönnen.  
Herr, der die Sterne lenket und die Sonne,  
Schenk' diesem Jahr auch deiner Gnade Wonne!  
Glück auf!

## Die deutsche Landwirthschaft in ihren Fortschritten.

Noch Anfangs dieses Jahrhunderts, also vor fünfzig und einigen Jahren, sah es in Deutschland gar öd und traurig um die Landwirthschaft aus. Der Erwerb damit war sehr gering; denn die vielen Kriege, die durch Deutschland tobten, seit dem Mittelalter her, hatten den Wohlstand der Bauern untergraben und die Ausbildung ihres Denkvermögens verhindert, da kein Regent Zeit hatte, an die Verbesserung der Schulen zu denken. Das Eigenthum war unsicher, weeshalb Niemand viel darauf verwendete. Ebenso waren alle landwirthschaftlichen Erzeugnisse der Plünderung ausgesetzt, darum Niemand gern mehr anpflanzte und einheimste, als was er gerade bedurfte, Niemand sich besonders mit der Viehzucht abgab, die Ragen daher seit jener Zeit sich verschlechterten, ausarteten, ja in manchen Gegenden gänzlich verschwanden. All' dies zusammengenommen führte Schlassheit, Unkenntniß, Unstiltlichkeit und namentlich große Armut in den Bauernstand herein. Dazu kam, daß seit den Kreuzzügen hauptsächlich der Bauer immer mehr und mehr Leibeigner und Bröhner wurde, da er sich, wegen der sogenannten Kaufszeit, in welcher sich die deutschen Ritter und Herren immer in Fehden und kleinen Kriegen herumtummelten und dabei zuerst die Bauern plünderten und ihre Höfe anzündeten, — nach und nach in den Schuß der Ritterburgen und Klöster begab, um dadurch einem oder dem andern Uebel zu entgehen, und sich auch einstweilen frei vom Kriegsdienste zu machen.

Der Bauer war daher damals nicht der Mann, der wie jetzt über sein Eigenthum schalten und walten konnte und seine Kinder erziehen und ausbilden durfte, wie dormalen. Nein — er saß nur auf dem Hof aus Gnade und Barmherzigkeit und mußte dafür seinem Herrn tagtäglich in Flur und Wald schaffen und seine Kinder um wenige Groschen in das Schloß als Knechte und Mägde liefern. Ja, es war so schlimm, daß, wenn es dem Herrn einfiel, er mit seiner Familie sein Bauerngut verlassen und Alles,

ausgenommen seine nothwendigsten Kleider, hinter sich lassen mußte, und nun zwar wieder ein freier, — aber auch ein Bettelmann war, dem nichts übrig blieb als zu stehlen, oder vor einer andern Schloß- oder Klosterthüre um eine neue Leibeigenschaft zu bitten. Das hieß man das Bauerulegen. So stand es vor einigen Jahrhunderten, ja größtentheils noch vor einem Jahrhundert mit den Bauern in unserem Deutschland. Kein Wunder, wenn dann dieser Stand in die Verachtung aller freien Leute gerieth. Kein Wunder, wenn dann auch die Sache mit der Person verwechselt wurde und kein Mensch etwas mit der Landwirthschaft zu thun haben wollte, da der Bauer ein größtentheils noch enstiltlicher und roher Knecht war, mit dem der Herr machen konnte, was er wollte, der Schäfer aber und der Schweinhirt, beide sehr nützliche Mitglieder in der Reihe der Landwirthe, für unehrlich erklärt wurden, mit denen kein anderer ehrlicher Mensch umgehen durfte, wenn er nicht selbst unehrlich werden wollte, ja, da es so weit gekommen war, daß es selbst für unehrlich galt sein mit vielen Mühen gepflegtes und herangezogenes Vieh, wenn es gestorben war, anzurühren oder auszuweiden oder seiner Haut zu berauben. Dazu bestellte man eigene unehrliche Männer, die Schinder, Wasenmeister u. d. m., die auf gleicher Stufe mit den Schäfern und Schweinehirten standen, und die im Wirthshaus ihren Tisch vorn an der Thür' und ihre Trinkgeschirre dort angehängt hatten. Aus dieser Zeit stammt denn auch die ungerechte Verachtung des so nützlichen Thiergeschlechtes, da es größtentheils für eine Schande galt, es zu pflügen, und aus dieser Zeit stammen auch die entwürdigenden, vom Vieh gebrauchten Nebenarten: fressen, faulen, verrecken, Luder u. d. m.

So standen diese Angelegenheiten zu Ende des vorigen Jahrhunderts noch. Die Landwirthschaft war verachtet und wurde in Folge dessen vernachlässigt. Da bekam auf einmal durch große Weltereignisse die Sache der Bauern eine ganz andere Wendung. Schon lange vor dem Ausbruch der verheerenden französischen Kriege aber hatte es einzelne Männer gegeben und namentlich einige erleuchtete gekrönte Häupter, wie Friedrich der II. (der alte Fritz)

von Preußen, Joseph II. von Oesterreich, Leopold II. von Toskana, der alte Markgraf von Baden, die die hohe Bedeutung der Landwirtschaft richtig erfaßten und mit der ganzen Begeisterung edler Männer dahin strebten, den Bauerndmann frei, nachdenkend und geschickt zu machen. Allein ihre erhabenen Bestrebungen mußten dennoch ohne große Erfolge bleiben, da ihre Zeit oder vielmehr deren Träger, die gebildete Klasse, sie noch nicht begreifen wollte, der Bauer aber, vermöge seiner unglücklichen Lage, sie nicht begreifen konnte. Daher kam es denn, daß Joseph's jugendlicher Muth und seine eiserne Willenskraft scheiterte an den Klippen, die noch unerschütterlichen Ruinen gleich, aus dem Mittelalter herüber in seine menschenfreundliche Regierungszeit ragten. Daher kam es, daß Friedrich II., der mit seinen wenigen Preußen eine halbe Welt geschlagen hatte, nicht im Stande war, die Seidenzucht für immer in seinen Staaten einzuführen, die Bauern frei zu machen, ja es nicht einmal erreichen konnte, den jetzt so allgemein hochgeschätzten Kartoffelbau, während seiner langen Regierungszeit, den Bauern allgemein begreiflich und beliebt zu machen.

Endlich aber schlug auch die Stunde, die das landwirthschaftliche Gewerbe ehrbar, frei und bewußt erklärte. Die napoleon'schen Kriege hatten die ganze alte Welt durchtobt und man hatte durch sie um so mehr den hohen Werth des Friedens und seiner Künste und Gewerbe kennen gelernt. Namentlich hat man durch die Erhebung des ganzen deutschen Volkes gegen den französischen Usurpator und deren Folgen erkannt, wie wichtig es für die Stärke des Staates ist, die stabilen Träger und Stützen jedes Landes, die Bauern besser heranzuziehen, wohlhabend und selbstbewußt zu machen. Das konnte aber durch nichts Anderes, als durch Aufhebung der Leibeigenschaft und durch Ablösung der Frohndverhältnisse und dann durch Hebung der Landwirtschaft, durch Beförderung all' ihrer Interessen: durch Errichtung von Ackerbauschulen und höherer Akademien, durch Gründung landwirthschaftlicher Zeitschriften, durch Herausgabe gutgeschriebener und lehrreicher Bücher und namentlich durch Bildung von landwirthschaftlichen Vereinen geschehen, in welchen sich Hoch und Niedrig vereinigte, um sich gegenseitig zu nützen, um mit einander im Vuche der Erfahrung nach den besten Regeln ihres gemeinsamen, nun plötzlich hochgeachtet gewordenen Gewerbes zu studiren, und sich zu belehren.

Ja, wahrlich durch die landwirthschaftlichen Vereine ist in Deutschland Unglaubliches in kurzer Zeit

geschehen und nur ihrem segensreichen Wirken im vereinten Kräften ist es zu danken, daß viele Gegenden des deutschen Landes in landwirthschaftlicher Beziehung Belgien und England bereits überflügelt haben, während dieselben Gegenden, wie wir im Eingang bemerkten, noch zu Anfang dieses Jahrhunderts allen andern Ländern, namentlich Belgien, Holland und England weit hinten nach waren. Den Hauptkeim zur Entwicklung dieses Gewerbes legte aber ganz besonders der Umstand, daß sich die gebildeten, geschicktesten, reichsten und hochstehendsten Männer in allen Gauen Deutschlands der Landwirtschaft mit ganzer Seele annahmen; für dasselbe lebten und webten, studirten und probirten, reisten und leisteten, trieben und schrieben, hörten und bekehrten, fragten und sagten, sprachen und dachten, — und Alles das, was sie herausgrübelten, gern edel und offen all' ihren Gewerbsgenossen, waren sie nun höheren oder niederen Standes, bereitwillig mittheilten. So steht denn jetzt bei Beginn des Jahres 1855 die deutsche Landwirtschaft auf einer allen fremden Nationen hohe Achtung gebietenden Stufe, obgleich, namentlich für den kleineren Landmann, noch ein großes Feld für sein vernünftiges Denken und Trachten und Vortwärtstreben brach liegt.

Wo sonst der geplagte Bauer mit 4 oder gar 6 Stieren vor dem stumpfen und schweren Pflug langsam durch das Feld zog, auch wenn er rührte und brachte, da hat er es durch fleißiges Bearbeiten und Tiefackern, durch tüchtiges Düngen mit Lockerdem Strohnist, durch besseres Einrichten seines Pfluges und durch gehörige Pflege und ordentliche Fütterung seiner Thiere, dahingebracht, daß er jetzt stolz und ohne Treiber allein mit 2 Stieren dahinfährt und sein Feld bestellt, die Hälfte an Zeit und Kosten erspart und die Arbeit besser wird, wie ehedem, da das Pflügen mit Treiber und mehr als 2 Häuptern immer unsicherer von flatten geht und dabei der Bestler manche unterlaufen läßt.

Wo man sonst nur leichte und stumpfe hölzerne Eggen über das Feld dahin streichen sah; die selbst bei großer Belastung dem Felde keinen tief eingreifenden Strich beizubringen vermochten, und wobei der Egger am Kopfe seiner Stiere ging — deren es häufig abermals 3—4 Stück waren — ohne sich weiter darum zu bekümmern, was dahinten die Egge für Arbeit mache und die er nur alle Viertelstunde einmal aufhob, um sie von Steinen und Unkraut zu reinigen, — da hat man sich schon jetzt häufig die eiserne Drabantegge angeschafft, um mit 2 Stieren

weit mehr Nutzen zu schaffen und die Egge fleißiger zu säubern. Wo man aber schon recht vorwärts geschritten ist, sieht man auch die unbehülliche Brabanter Egge mit ihren stumpfen und schweren Zähnen bereits wieder verdrängt und an deren Stelle schneidet die schottische und sächsische Doppellegge durch den Acker und reutet mit ihren nach vorn etwas gebogenen, messerartigen Zinken und ihrer geschickten Beweglichkeit — die namentlich mittels des getrennt Arbeitens der Stiere, wobei jedes Thier eine Egge zu ziehen hat, beide Stiere aber und beide Eggen dennoch nur von einem Manne geleitet und namentlich die Eggen von demselben Mann immer in Bewegung erhalten werden — alles Unkraut aus und zermalmt zugleich alle Schollen, klärt das Land und verhindert durch das fortwährende Hinterherschreiten und Bedienen von Seiten des Eggers, alles Sammeln von Gras, Rasenstücken und Steinen unter dem Instrument.

Wo sonst dürres, unansehnliches Vieh auf moorastigen Weiden herumshawankte, sich kaum halb satt nähren konnte und dabei häufigen Krankheiten ausgefetzt war, sehen wir jetzt fruchtbare Wiesen, die durch Gräben, Steindohlen und durch die neumodischen Unterdrains mit Thonröhren vollständig entwässert sind und die säftigsten und nährndsten Kräuter und Gräser hervorbringen, die zur Zeit der Heuernte auf großen Wagen in die Scheuer hereinschwanken, gezogen von weichhaarigen, kleintöpfigen, grabgestellten und kurzgehörnten Racestieren, die den ganzen Sommer hindurch auf keine Weide mehr gebracht werden, sondern im Stalle reichlich genährt und sauber gepuzt dem Händler oder dem Metzger entgegenharren und sich fast durchschnittlich einer geregelten, guten Gesundheit erfreuen. Ebenso sieht es im Kuhstall aus. Die Milchvertrocknungen und Euteranschwellungen, gelte und brummlige Kühe sind weit seltner und die Milch ist nicht nur besser, sondern das Maas auch reichlicher und auch die Kälber schöner geworden und bilden sich bei weniger gutem Futter, aber regelmäßiger Pflege zu trefflichem und geldeinbringendem Jungvieh aus.

Wo sonst auf den meisten Feldern die Halme eines ärmlichen Weizens oder Roggens einander „Werda“ zurufen konnten und einsam, kränkelnd und vom Rost befallen im Winde schwankten — da hat es die Verbesserung der Wiesen, der Futterbau, die Stallfütterung mit ihrem Düngierzusammenhalt und eine bessere Bearbeitung des Ackers, und eine Einführung zweckmäßigerer Fruchtfolgen, wohl auch die ordentliche Entwässerung sumpfiger Stellen dahin gebracht, daß

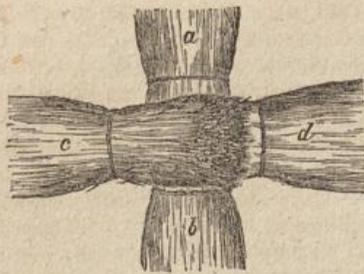
jetzt das Getreide wie im Wald dasteht und der Sichel —? — o nein, schon längst der Sense mit dem Gerüste harret. Denn wo sonst das mühsame Geschäft des Schneidens mit der Sichel Zeit und Geld fraß und den Leuten unnötige Rücken- und Augenschmerzen verursachte, hat jetzt der verständige Bauer gelernt, auch sein Getreide mit der Sense niederzuwerfen. Wohl war das ein harter Kampf, der lange angehalten hat und noch anhält, zwischen der Sense und Sichel, aber auch hier hat die Erfahrung entschieden. Der Bauer wird durch die Sense unabhängiger von seinen Arbeitern, weil er deren weniger braucht und ein großer Theil mit den Scinigen selbst niederhauen kann; braucht daher weniger Geld auszugeben, spart viel an Zeit und kann rascher die gute Witterung benutzen, die, wenn sie vorbei ist, nicht immer zur rechten Zeit wieder kommt.

Daß man es mit der Sichel etwas reinlicher machen kann, ist wohl wahr; aber dieser kleine Vortheil überwiegt die vorgenannten nicht; denn in dieser Beziehung kann man mit dem Rechen nachbessern. Auch wird dieser kleine Vortheil oft aufgehoben, wenn Regen eintritt und der Bauer zum Wenden des Getreides schreiten muß, wo dann mehr Unordnung in die Lagen des Getreides kommt, als durch das Mähen. Dasselbe gilt, wenn ein Sturm über die noch so sorgsam niedergelegten Lagen braust. — Daß man mit der Sense zu viel Aehren abschlage, ist — nach allen Erfahrungen tüchtiger Landwirthe und selbst nach veranstalteten Versuchen — ein reines Mährchen, das die liebe Gewohnheit und das Vorurtheil erdacht hat. Die Sichel, — und glaubt ihr mir nicht, so probirt's selbst, — verursacht eine gleichstarke Erschütterung beim Schneiden des Kornes, als die Sense beim Hauen, was man am besten erfährt, wenn man zwei gleichgroße Stücke auswählt, davon eines schneidet und eines mäht, und sich dann die Mähe gibt, die abgebrochenen Aehren zu zählen. Man wird deren dort nicht mehr finden, wo gemäht worden ist, als da, wo man geschnitten hat.

Große Fortschritte hat unsere Zeit auch gemacht hinsichtlich der Aufbewahrung und der Entförmung des Getreides. Ein kluger Landwirth, möge er nun viel oder wenig Acker besitzen, wird sofort gleich nach dem An- oder Abhauen, aufbinden. Große Garben sind kein Vortheil; da man sich durch sie nur die Arbeit erschwert und aus ihnen weder Mandeln noch zweckmäßige Puppen machen kann. Was sind das? höre ich fragen. Beides sind Getreidehaufen,

die man gleich auf dem Felde und zum Schutz gegen Regen und Nebel aufseht, um so, namentlich durch die Puppen das Getreide nöthigenfalls 3—4 Wochen vor allem Auswachsen zu schützen. Mancher Landmann des südlichen Deutschlands und der Schweiz wird lächeln, wenn ich ihm solches ebenfalls anempfehle und wird fragen: wie diese Sache eigentlich anzustellen ist und wie man diese Mandeln und Puppen fertig bringt?

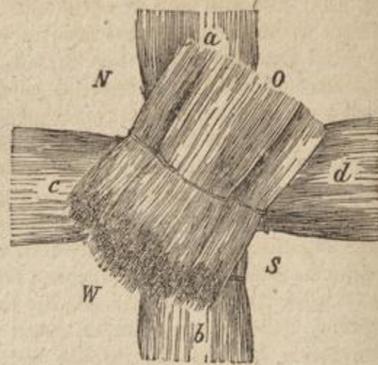
Die Mandel besteht aus fünfzehn Garben; sie wird hauptsächlich dann in Anwendung gebracht, wenn man das Getreide nicht gleich vom Felde bringen kann und doch die Nacht herankommt, oder ein Gewitterregen, der voraussichtlich bald vorübergeht. Auch dient sie, namentlich im Mitteldeutschland, zur leichtern Abzählung der Garbensumme, da dort der Landwirth alles nach Schocken (60) rechnet und 4 Mantel ein Schock sind; sowie sie beim Abzehnten für die Geislichkeit sehr bequem waren, indem der Pfarrer oder der Zehntberechtigte immer den 10ten oder 30ten Mantel bezog. Diese Mandel wird auch wegen ihrer Kreuzgestalt im Grundriß Kreuzmandel genannt. Aufgesetzt wird sie also: Zwei Männer sind am geeignetsten, die Sache zu verrichten. Der eine nimmt die Garbe a und legt sie mit den Aehren nach dem



bestimmten Mittelpunkt der Kreuzmandel. Der zweite legt b ebenso. Der erste wieder c und der zweite abermals d; so daß die erste Lage in Kreuzform fertig ist.

Auf dieses Kreuz legt man noch 2 ganz gleiche Lagen, wobei man streng darauf zu sehen hat, daß die Garben fest und grade auf einander zu liegen kommen und nicht zu weit mit den Aehren auseinander, damit möglichst viel Aehren durch die darauf liegenden Garben gedeckt werden. Hat man nun 3 mal 4 Garben gelegt, so setzt man der Kreuzmandel den Kopf auf. Das geschieht, indem man oben darauf drei Deckgarben legt und zwar immer mit den

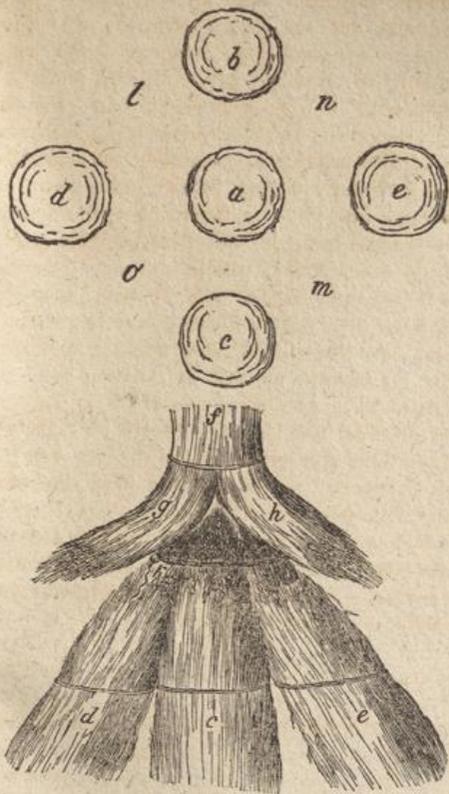
Aehren nach der Wetterseite, gegen Westen. 2, c und f, unten, g auf diese beiden.



Diese Getreidehaufen möchten bei Regenwetter namentlich für den Spelz zu empfehlen sein, da derselbe ein sehr sprödes Stroh hat, das sich weniger für das nachfolgende Puppen eignet.

Der Hergang des Puppens ist etwas schwieriger; dagegen aber die Puppe im Regenwetter auch weit zuverlässiger, und ebenfalls für alle Getreidearten anzurathen, da man, wenn man zu puppen gedenkt, sofort das niedergehauene Getreide aufbinden und in Puppen setzen kann, in welchem es bei günstigem Wetter und nach Verlauf von 8—10 Tagen, auch wenn es Gras mit sich führt, gänzlich austrocknet und im Regen 4 Wochen stehen kann, ohne auszuwachsen, ja, in dem nassen Jahre 1845 sahen wir Hafer auf diese Art 6 Wochen in Wind und Wetter stehen, ohne daß er irgendwie Schaden gelitten hat.

Will man puppen, so lasse man vor Allem die Garben nicht zu groß binden, damit sich leichter damit handhert und mache, daß immer die gleichen Leute puppen, damit sie in dieser Sache vollständige Übung erhalten. Zuvörderst setze man die Mittelgarbe a fest auf den Boden und kerzeng'rad. Während dieselbe fixer aufrecht erhält, setze ein Anderer b c d und e in Dachform, jedoch weder zu steil, noch zu flach an, immer natürlich mit den Aehren aufwärts, und veresse dabel nicht, die Garben stets über's Kreuz anzusetzen, damit die Puppe nicht von vorneherein gleich einen lockern und verschobenen Standpunkt erhält; so daß man z. B. immer c nach b und e nach d, nicht aber e nach b oder erst c nach d ansetze. Auch halte man strenge darauf, daß b a c und d a e stets eine gerade Linie bilden, denn auf dieser und der vorhergehenden Regel beruht die Festigkeit des ganzen



trocknet. Während man die Deckgarbe aufsetzt, knüpft man den Strang ein wenig bei k fest, und zieht selbigen, wenn l aufgesetzt und die Aehren gehörig zur Deckung vertheilt sind, wieder heraus, um ihn bei einer zweiten, dritten oder zwanzigsten zu brauchen. Will man nun größere und festerstehende Puppen setzen, was namentlich nothwendig ist an Bergabhängen und gegen Stürme, so vereinigt man statt 5, 9 Garben unter den Hut, indem man immer zwischen b und e, e und c, c und d, d und b noch eine Garbe



einsetzt, aber wiederum stets über's Kreuz, so daß z. B. erst l dann m, dann n und dann o angelegt werden, um das Gleichgewicht der Puppe nicht zu stören. Denn auch hier gilt der alte und weise Erfahrungssatz: man soll nichts ohne bestimmte Regeln thun und ohne vorher wohl überlegten Plan; dann verschleudert man kein unnützes Geld, auch keine Zeit und kommt noch einmal so weit. Sind die Puppen gehörig getrocknet und will man das Getreide einführen, so wirft man nur einige Stunden vorher die Deckgarben ab, damit auch durch die Aehren die Luft noch gehörig streichen und diese vollständig trocken machen kann. Was nun die Einrichtung der Scheuern betrifft, so sind jedenfalls diejenigen am besten, wie man sie heut' zu Tag fast überall baut, wenn und wo es irgend möglich ist, d. i., wo man die Einfahrt im Dachstuhl anbringt, und das Getreide mit Leichtigkeit von oben herabwirft, so daß 2 bis 3 Mann leisten, zu was man früher ihrer 8 und 12 brauchte.

Das Entkörnen oder das Dröschchen ist in der neuern Zeit auch ein wohl zu überlegender Gegenstand geworden; zumal für größere Bauern. Früher hat man das Getreide vom Vieh austreten lassen, dann fing man an, dasselbe mit Flegeln auszuschlagen und

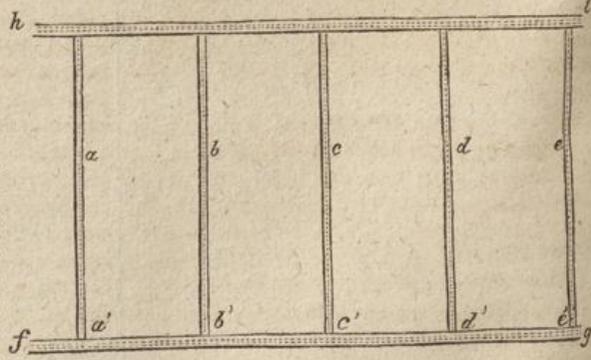
Baues. — Hat man keine Stürme zu fürchten, so kann man eine Puppe aus nur 6 Garben bilden und nun schließen, indem man eine schöne Deckgarbe f herausucht, dieselbe in ihrer natürlichen Zusammenlage auseinander spaltet, ein Mann dann den Theil g, ein anderer den h erfaßt und in einem kräftigen Stoß den Kopf der Puppe, l, als Haube aufsetzt, wobei hauptsächlich auf den gleichmäßigen Ruß nach unten zu sehen ist; dann wird die Garbe g und h nach allen Seiten um den Kopf gezogen und die Puppe ist fertig. Ehe aber gedeckt werden kann, umzieht man den obern Theil der 5 Garben mit dem sogenannten Puppstrang (i). Derselbe hat einen eisernen glatten Ring (k), durch diesen wird das Ende des Stranges gesteckt und mittelst regelmäsigem Ziehen der Kopf der 5 Garben zur nöthigen Spitze gebildet, damit sich alle Aehren wo möglich unter die Garbe f verstecken und so der Regen ihnen nichts anhaben kann, indessen die Masse von l jeder Zeit rasch abfließt und der Wind und Sonnenschein ebenso rasch

jetzt baut man gar Maschinen und läßt die schwierige, kostspielige und namentlich zeitraubende Arbeit des Dröschens durch diese verrichten. Ja, in Amerika hat man es schon soweit gebracht, daß der Dröschler mit seiner Maschine von Farm zu Farm (Bauernhaus) zieht, und da gleichsam auf der Stöhr für Antheil oder baar Geld drischt, wie ohngefähr bei uns die Kraut-, Kohl- und Rübenhobler ihre Dienste thun. — Mancher glaubt, es wird dabei nichts Absonderliches herauskommen, weil er die Arbeit des Dröschens, die er mit den Seinigen macht, nicht zu rechnen braucht. Aber, da täuscht er sich gar arg. Denn könnte er nicht indessen was anderes thun? Nebst den spalten, Holz machen, ja, wenn weiter nichts zu thun wäre, seinen Hanf spinnen, um selbigen dann theurer in Gestalt des Garnes auf den Markt zu bringen? Nirgends mehr als bei der Arbeit mit Maschinen — und zwar hauptsächlich in der Landwirthschaft — ist das Sprichwort praktischer angebracht: Zeit ist Geld! — Doch will ich auch in dieser Beziehung nicht gerade große Vorschriften machen, da eben auch ein Mancher von euch sich nach gewissen Umständen und Verhältnissen richten muß. Doch wollte ich auch hier auf die sehr bedeutenden Fortschritte aufmerksam machen, die die Landwirthschaft seit ohngefähr 30 Jahren gemacht hat. — Ich könnte euch noch

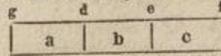
habt ihr ein Grundstück, das Stellen hat, die naß sind oder das überhaupt naß ist und wo ihr sonst nur Stein- oder Faszinendohlen angebracht hättet, da wird nun der Landwirth der Jetztzeit drainiren, d. h. dasselbe thun, was ihr früher gethan habt, nur auf eine andere und zweckmäßigere Art: er wird das Wasser ableiten. Ist der Boden sehr thonig, so lege man lauter Gräben an, die zwanzig Fuß von einander und höchstens 3 Fuß tief, sich nach der Seite ergießen, die Fall hat. Z. B. a. b. c. d. e. nach f. g. Zugleich wird auch oben h. i. ein Graben gezogen.

Diese Gräben seien, wie gesagt, höchstens 3 Fuß tief, bei leichtem Boden 4, — oben 2 Fuß, unten auf der Sohle nur 3 — 3 1/2 Zoll breit. Damit man selbige gehörig austrecken kann, hat man 6—7 verschiedene Spaten, wo einer immer schmaler, als der andere wird. Genau hat man darauf zu sehen, daß man die obere Erde auf die Seite legt und die Sohle des Grabens recht gleichmäßig und eben macht und ihr immer den gehörigen Fall dabei zukommen läßt, der auf 100 Schuh mindestens 5 Zoll betragen muß. Hat

Manches erzählen, was seit Großvaters Zeiten ganz und gar ein anderes Gewand in unserm Handwerk angezogen hat, worunter freilich auch mancherlei ist, was mir gerath nicht so gefällt — und zu welchem letzterem namentlich gehört, daß der Bauer immer mehr seine althergebrachte Nationaltracht von sich thut und dagegen neumodische und geschmacklose Stadtkleider eintauscht; daß in manchen Gegenden der Bauer seine Güter so jämmerlich zerstückelt und dadurch einem kräftigen Bauernstand das Grab gräbt, das und noch manches, was ich euch nicht geradezu in's Gesicht sagen mag, — aber ich denke, es könnte euch meine Rede denn doch wohl gar zu lang werden, da ihr gerne immer etwas Neues hört und ich schließe daher für diesmal, um euch auf die neue Art, die Grundstücke zu entwässern aufmerksam zu machen. Das geschieht nämlich durch Thonröhren, die der Ziegelbrenner oder der Hafner fabricirt, und man hat diese Erfindung, die die Engländer zuerst eingeführt haben, statt einfach: Trockenlegung oder Entwässerung — Drainage — betitelt. Nun, ist euch auch der Name fremd, die Sache verdient doch recht einheimisch zu werden, und deshalb will ich euch's geschwind noch erzählen, wie man dabei verfährt. —



man alle Gräben fertig, so beginnt man die sogenannten Drainröhren einzulegen; und zwar so, daß eine eng anschließend an die andere gelegt wird. —



Ist das mit gehöriger Genauigkeit geschehen, so wirft man die angelegte gute Erde darauf und füllt den Graben wieder zu. Das Wasser sickert nun durch die Fugen d o f g etc. in die Röhren und läuft aus dem Aker. Manche umbinden die Röhren durch so

genannte ...  
 welche ...  
 die ...  
 in die ...  
 welche ...  
 mel ...  
 Landes ...  
 Ko ...  
 ab ...  
 Wirkung ...  
 Seite ...  
 c und ...  
 dessen ...  
 namentlich ...  
 und darüber ...  
 die ...  
 Linien ...  
 Das ...  
 Baden ...  
 und die ...  
 50 ...  
 So — ...  
 darauf ...  
 ein ...  
 wäre ...  
 muß ...  
 und ...  
 wenn ...  
 wie ...  
 Neues ...

M

Eine ...  
 (Mit ...  
 Es ...  
 während ...  
 jährige ...  
 knagen ...  
 er ...  
 er ...  
 die ...  
 an ...  
 höhere ...  
 wenn ...  
 der ...

genannte Muffeln. Das ist aber bei gehöriger Gewissenhaftigkeit und festen Lagen nicht nöthig und erhöht nur die Kosten. — Bei a' b' c' d' e' treten die Röhrenlagen, die man auch Saugdrains nennt, in die um einige Zoll tiefer gelegene Röhrenlinie f. g.; welsch' Linie weitere Röhren haben muß, und ein Sammelrain genannt wird, der das Wasser dieses Stück Landes nun fort fährt. h. i. ist der sogenannte Kopfdrain, der das Wasser vom jenseitigen Stück abschneidet und es den Saugdrains übergibt. Die Wirkung ist nun einfach die, daß alles Wasser der Stücke a. b. c. d. e. nach a und b. b und c. c und d. d und e. hinsickert und das Land in Folge dessen trocken und warm wird. Diese Drains halten namentlich sehr lange. Man behauptet 200 Jahre und darüber. Je leichter das Land und je tiefer man die Gräben macht, desto weiter kann man dann die Linien aufeinander legen, bis auf 40 und 50 Fuß. Das 1000 Drainröhren von 1 Zoll Weite kostet in Baden über 16 fl., in der Schweiz 13 — 15 fl. — und die Zuchtart zu entwässern kommt zwischen 30 und 50 Gulden. Je nachdem man's in die Hand nimmt. —

So — nun hab' ich euch von der ältesten Zeit bis herauf in die allerneueste geleitet und euch von Allem ein wenig erzählt; hätte ich mehr sagen wollen, so wäre es ein Buch geworden. Der Kalender aber muß von Allem etwas haben. Drum nehmt für lieb, und schickt sich's auf's Jahr wieder, so will ich euch, wenn Gott will, vielleicht grad' wieder soviel, aber wie sich's von selbst versteht, was Anderes und was Neueres erzählen. —

## Andreas der Afrikaner

oder

### Alte Fiehe rostet nicht.

Eine Geschichte aus dem Soldatenleben der letzten 10 Jahre.  
(Mit der Abbildung: Der Kampf im Thal der Rache.)

Es war an einem Samstag Abend gegen das schöne Maiende des Jahres 1842. Andreas, der achtzehnjährige brave Knecht des Knöselbauers von Dittelfingen im Seekreis, schnitt mit allen Leibeskräften, die er aufwenden konnte, Kurzfutter. Dabei, als wollte er böse Gedanken aus seinem Kopfe hinausjagen, fuhr er sich häufig mit der kräftigen braunen Hand über die Stirne, tiefe beklommene Athemzüge drängten sich aus seiner Brust — und der sonst so gemüthliche und heitere Blick des wackern Jungen schweifste dann und wann mürrisch und finstern zum halb offenen Laden der Heubühne hinaus. — Die Schneidlade rasselte

und prasselte unter seiner schonungslosen Hand und das Kurzfutter flog wie ein Strahl viel weiter wie gewöhnlich auf die schlüpferigen Bretter des Bodens.

Da öffnete sich ganz leise das kleine Thürchen an der Treppe, die vom Kuhstall herauf zur Heubühne führt und ein herziges Mädchen von 18 Jahren trat geräuschlos auf den Knecht Andreas zu, der sich im gleichen Augenblick, als hätte er die Nähe des lieblichen Wesens geahnt, nach ihm umdrehte.

„Willkommen Fränzel, willkommen zum letzten mal!“ — grüßte freundlich lächelnd der Andreas und hielt dem Mädchen schmerzlich lächelnd seine Hand entgegen. — „Ich seh dir's im Gesicht an; — 's ist keine Hoffnung mehr.“ —

„Zum letztenmal! 's ist keine Hoffnung mehr!“ — wiederholte das holde Kind, des Knöselbauers einzige Tochter. Thränen stürzten aus ihren schönen dunkeln Augen und mit den Worten: „Ich muß ihn nehmen — Andreas, und denk', morgen muß ich zur Frau Bas' in die Stadt, um mich stadtmäßig einzukleiden und um Französisch und alle Stadtgeschäfte' zu lernen“ — lag Franziska in Andresens Armen.

„Sei still, Fränzel, sei still!“ — tröstete Andreas und kämpfte mit riesiger Kraft die eigenen Thränen zurück. „'s ist halt Gottes Will', wir sollen uns einmal nicht haben. Man kann ja auch deinem Vater, dem steinreichen Knöselbauer nicht zumuthen, daß er seinen Knecht, einen armen Burschen, der nichts als verdiente hundert Gulden und seine Arbeit hat, zum Schwiegersohn machen soll. Nein, nein — das geht nicht — da muß lieber die Tochter Zeitlebens unglücklich gemacht werden, mit einem aus' der Stadt, der viel Geld hat und obendrein noch den sogenannten Herren-Titel „Herr Commerzienrath.“ Ach du mein liebes Fränzel, wie wirst du ausschauen, was wirst du sagen, wenn die Leut' dich „Frau Commerzienrätthin“ nennen.

Fränzel lehnte den Kopf an Andresens Schulter. Es konnte nichts, als weinen, bitterlich weinen.

„Ja ja“ fuhr Andreas fort — „wenn freilich deine brave Mutter noch lebte, dann wär' es gewiß nicht dahin gekommen, daß die Bas' in der Stadt dich an den Herrn Kaufmann verhandeln und deinen Vater bereden hätte können! — Ach, deine gute Mutter, die wendet sich im Grab' um, wenn du eine Stadmadame werden wirst!“ —

„Mach' mir mein Leiden nicht noch schwerer“ — schloß endlich das treue Mädchen. Laß uns die letzte Stunde ruhig bedenken, wie wir uns in Zukunft gegen einander verhalten wollen. Dich nimmer zu sehen

ist schrecklich, ein lebendiger Tod und dich sehen, heißt dich lieben, dir treu, ewig treu sein — Gott, was soll das werden!“ —

Wir dürfen einander nicht mehr sehen! Sollst du und ich wieder ruhig werden. Ich geh' in die weite Welt, du in dein Unglück. Lebe ich noch, so kehre ich heute über 10 Jahre zu dir zurück. Wo du auch seist — ich werde dich gewiß finden. Daß du dann noch leben wirst, sagt mir eine innere, tröstende Stimme.“ So sprechend zog er ein kleines, silbernes Kettchen aus seiner Westentasche und drückte es der kleinen Franziska in die Hand. — „Hier Fränzchen — zum Angedenken, mein Aheuerstes und Werthvollstes auf der Welt! Es ist ein Kettchen, das du schon oft gesehen, dasselbe, das mein Urgroßvater bei Belgrad unter dem tapfern Prinz Eugenuß einem Türken abgenommen hat, dem er in demselben Augenblick den Kopf spaltete, als dieser es, meines Urgroßvaters Vetter, ebenso gemacht hatte. Als mein Urgroßvater aus dem Krieg heimkam, heirathete er und gab es seiner Frau. Die Urgroßmutter übergab es auf dem Todbett ihrem Erstgeborenen, meinem Großvater, der es als holländischer Matrose nach Indien und Amerika, Afrika und Asien trug, bis er es, noch in seinem vierzigsten Jahre, seinem Weib am Tage der Hochzeit übergab. Wierzehn Tage darauf verließ er sie — um nimmer wiederzukehren. Das Schiff wurde an der afrikanischen Küste von Seeräubern genommen. Mein Großvater, der bis auf den letzten Mann neben seinem Kapitain kämpfte, fiel als ein Held und wurde hoffnungslos an der Küste, nahe bei Tunis, zwei tunesischen Frauen überlassen. Der Kapitain als Sklave in das Innere des Landes abgeführt. Durch wunderbare Schickung entkam dieser auf ein englisches Linienschiff und überbrachte nach acht langen Jahren meiner Großmutter diese Trauerkunde, die als Wäscherin in Antwerpen immer noch in demselben Häuschen lebte, wo vor acht Jahren der gute Schiffskapitain die Hochzeit eines seiner besten Matrosen mitgefeiert hatte. Die Frucht der kurzen Ehe war mein Vater, der bei des Kapitains Rückkehr sieben Jahre alt war. Mein Vater war ein aufgeweckter Junge und half schon mit dem 12. Jahre seine Mutter ernähren, indem er den vielen Fremden, die die Stadt besuchten, als Führer diente und dabei durch seine Heiterkeit und die Gewandtheit, mit welcher er schon im zwölften Jahre verschiedene Sprachen rebete — allgemein beliebt und gesucht war. Diese Sprachen hatte ihm der Bruder meiner Großmutter frühzeitig beigebracht. Bald starb sein Vetter und kurz darauf seine Mutter. Mein Vater stand mit dem

sechszehnten Jahr allein in der Welt. Seine Mutter hatte ihm nichts hinterlassen, als das silberne Türkenkettchen. Er wurde in einem französischen Regiment — Tambour — und hatte sein Vater die Welt nach allen Richtungen umsegelt, so durchzog er als Soldat unter den glorreichen Fahnen Napoleon's fast die ganze Welt. Er war in Egypten, Stalien, auf der Insel St. Domingo, Spanien und Rußland, Polen und Deutschland. Bei all' seinem Heldennuth brachte er es dennoch nicht weiter, als bis zum Wachtmeister in einem bairischen Dragonerregiment, dessen Oberst er in Moskau aus dem Flammengerettet und sich dessen Freundschaft für's ganze Leben erworben hatte. Leider war dem alten Obrist nach Beendigung des Krieges nicht viel mehr als sein Säbel und sein kleines Gürtchen in Wärgewellen geblieben. Das Uebrige weißt du. Mein Vater wurde dort Bauer, heirathete meine Mutter; — Beide sind vor drei Jahren gestorben. Ich war ganz allein und sehr unglücklich. Da fand ich dich — Fränzchen — um dich wieder auf ewig und immer zu verlieren!“

Beide saßen einige Augenblicke stumm. Sie hielten sich umarmt und weinten wie ein paar arme, verwaiste Kinder. „Ich werde nie heirathen,“ fuhr Andreas nach einer Pause fort; „du bist und bleibst im Geiste mein Weib, und du sollst das Türkenkettchen gut aufheben und — komme ich nicht wieder, Fränzchen — dann laß es mit dir begraben oder, kannst du je meiner vergessen, so senk' es in den See.“ —

„Andreas“ — seufzte das Mädchen — „kränke mich nicht; ich werde wohl das Weib eines Andern, im Geiste aber doch immer bei dir sein! — Hier, Andreas, haß auch du ein Angedenken. Es ist das Aheuerste und Liebste, was mir außer dir noch geblieben war. Es ist das kleine einfache Gebetbuch meiner seligen Mutter. In der letzten Stunde ihres Lebens, auf ihrem Todbett hat sie mir's gegeben und vorne hinein hat sie noch geschrieben:

Wer auf Gott vertraut,

Hat nicht auf Sand gebaut!

Hier nimm' es. Und bin ich nicht mehr, wenn du einmal wieder kehrtst nach langen Jahren, so laß es auch mit dir begraben. Alle Morgen aber will ich dein Kettchen küssen. Drücke du das Gebetbuch meiner guten seligen Mutter an die Lippen. Und dann schicken wir unsere treugebliebenen Gedanken zu einander. Sie werden sich gewiß finden.“

So saßen die beiden jungen Leute wohl eine volle Stunde plaudernd neben einander. Alle kleinen Ereignisse aus ihrem ländlichen Stillleben führten sie noch einmal vorüber, unter Lächeln traten ihnen oft

die Aheuerste in  
daß es bereit  
heim und  
Hand des  
staatliche  
kehrte auch  
Commerzien  
dem Gefähr  
„Fränzchen  
wo der Zu  
Herr Com  
Halbe vom  
Fränzchen  
Hals. Ke  
Nur Fränz  
als wenn  
„Fränzchen  
Andersbau  
Da führ  
Noch eine  
aus beider  
Bauers wor  
mer. Die  
der sein gan  
hätte. So  
Dann raffte  
juch, zog ein  
seinen Aheue  
Wohlbekannt  
Treppe hina  
war. Er g  
Wohnhaus  
hellerleucht  
der Kaufm  
sein der zu  
Diese stand  
beiden.  
„Das  
„Ja, ja  
sich hinein  
überwunden  
Doch hinaus  
alle die Tot  
Wären und  
Es schien  
pflüchte von  
und legte es  
zum Grab  
und nahm  
für sein Ge

die Thränen in die Augen, und sie bemerkten nicht, daß es bereits dunkel wurde. Die Ackerleute kehrten heim und trieben das Vieh an den Brunnen, das Haus des reichen Knöselbauers wurde lebendig. Eine stattliche Chaise rollte in den Hof. Fränzel's Vater kehrte aus der Stadt heim, hinter ihm sprang Herr Commerzienrath Dämmler, ein Mittelbreisiger, aus dem Gefährt — Fränzel's Bräutigam.

„Fränzel,“ rief der Alte in's Haus herein, „Fränzel! wo der Taufend steckst du denn, du Blizmädel! Der Herr Commerzienrath ist da! Holla, Fränzel, eine Halbe vom Besten.“

Fränzel sank noch einmal ihrem Andreas um den Hals. Keines von Beiden konnte ein Wort reden. Nur Thränen sprachen und die Herzen hämmerten, als wenn sie zerspringen wollten.

„Fränzel!“ — tönte wieder die rauhe Stimme des Knöselbauers durch das Haus — „Fränzel!“ —

Da führte Andreas sein Mädchen bis an die Treppe. Noch eine Umarmung, noch ein Kuß, ein „Adje!“ aus beider Mund — und die Geliebte des jungen Bauers war verschwunden — wahrscheinlich für immer. Die Treppe schien dem Andreas ein Abgrund, der sein ganzes und einziges Lebensglück verschlungen hatte. Stumm starrte er einige Augenblicke nach. Dann raffte er sich wieder empor, kehrte zum Heustock zurück, zog einen wohlgepackten Bündel hervor, setzte seinen schwarzen Filzhut auf, nahm einen knotigen Wachholderstab zur Hand und schritt leise dieselbe Treppe hinab, durch welche sein Fränzel verschwunden war. Er gieng unbemerkt an den Ställen und am Wohnhaus vorüber. Er wendete sein Gesicht von den hellerleuchteten Fenstern der Wohnstube, in welchem der Kaufmann und der Knöselbauer auf das Wohlsein der zukünftigen Frau Commerzienrätthin tranken. Diese stand bleich und mit verweinten Augen zwischen beiden.

„Das Mäd'el ist krank!“ sagte der Alte.

„Ja, ja, es ist sehr krank!“ flüsterte Andreas in sich hinein. „Wollte Gott, es hätt' die Krankheit überwunden!“ und schritt stumm und still durch das Dorf hinauf zu jenem Hügel, wo „sie so sanft ruh'n, alle die Todten!“ Dort kniete er am Grabe seiner Eltern und betete innig und lange.

Es schlug zehn Uhr. Da erhob sich Andreas, pflückte von jedem der beiden Gräber ein Blümchen und legte es in Fränzels Gebetbuch. Dann gieng er zum Grabe von Fränzels Mutter, betete auch dort und nahm auch von ihm ein blühendes Andenken für sein Gebetbuch mit. Dann aber sah er noch ein-

mal hinab auf das Dorf, das ihm so lieb und theuer geworden war. Alles war dunkel. Nur noch in des Knöselbauers Hof zitterte ein Blämmchen. Es war im Schlafgemach der Geliebten. Dort lag das Mädchen auf den Knien und betete um Stärke für die nächste Zeit.

Andreas schwenkte den Hut gegen das Blämmchen hinab, und drückte mit der linken Hand das bebende Herz. Dann stieg er auf der andern Seite des Hügels hinab und wanderte tiefbewegt hinein in die Nacht.

## II.

Vier Jahre waren vergangen. Mit frommer Ergebung in ihr Schicksal saß die Frau Commerzienrätthin Dämmler im Balkon des stattlichen Hauses, unmittelbar am Landungsplatz der Dampfschiffe, und sah sinnend hinüber nach den schneebedeckten Gipfeln der Vorarlberge und der Graubündner und Appenzeller Alpen. Wer hätt' unser Fränzel wieder erkannt?

Das Gesicht der Frau Commerzienrätthin war blaß und leidend; ihre Kleider, wie ihre Haare — ein tieftrauerndes Schwarz. Der alte Knöselbauer war gestorben. Auf seinem Todbett hatte er seiner Tochter noch gesagt:

„Fränzel, verzeih' mir, und Gott wird mir auch verzeihen. Ich wollt' es gut mit dir machen und hab' dich um dein Lebensglück gebracht. Wohl hab' ich's gewußt. Du hast den Andreas gern gehabt. Hab' gedacht, es wäre eine Kinderei das — würdest ihn als vornehme Stadifrau und bei rauschenden Bällen und Vergnügen bald vergessen, und hab' dir dein Herz gebrochen. Bald hab' ich dein Elend gesehen. Es war nicht mehr zu ändern. Du hast immer versucht, glücklich zu scheinen. Aber mein Wateraug' hat wohl dein gebrochenes Herz ersorcht. Auch meine alte Brust hat dein von mir herbeigeführtes Geschick erschütteret. Der Kummer, dich um dein Lebensglück gebracht zu haben, hat mich getödtet. Sag' nichts: ich weiß ja, daß du mir gern und Alles vergibst. Lebewohl.“

Der alte Mann starb und liegt neben seiner braven Frau auf dem Kirchhof zu Dittelsingen begraben.

Die Frau Commerzienrätthin zog ein silbernes Kettchen aus ihrem Busen, drückte dasselbe an ihre immer noch roßigen Lippen und ihre Gedanken schweiften weit hinaus in die weite Welt. Sie suchten ihn, den Unvergeßlichen. Die vornehme Frau Commerzienrätthin konnte immer noch nicht den Bauernburschen vergessen.

Da näselte der Herr Commerzienrath zur Thüre herein: „So meine Theuerste. Die Bücher sind für heute geschlossen. Lasse uns ein wenig ausfliegen und

die belebende Frühlingsluft genießen; damit ich meinen unausstehlichen Brustkatarth verlieren möchte.

Commerzienrath's giengen spazieren.

### III.

Im nördlichen Theile von Afrika haben sich seit einer langen Reihe von Jahren die Franzosen festgesetzt. Dieselben Gegenden, die man sonst die Maubstaaten nannte, Algier, Tunis und Tripolis, sind jetzt dem Seehandel nicht mehr gefährlich, seit Algier oder Algerien eine französische Colonie geworden ist. Dieses Algerien aber zu erhalten, fiel den Franzosen weit schwerer, als es zu erobern und heute noch wird Zeitweise mit den dort heimischen Volksstämmen [Beduinen, Mauren, Kabylen, und wie die afrikanischen Volksstämme alle heißen] ein endloser, unregelmäßiger und höchst blutiger Gebirgskrieg geführt. Es läßt sich recht wohl denken, daß Frankreich da vorzüglich kühne und abgehärtete Soldaten braucht, da der Feind sich eben so kühn und gewandt ihm entgegenstürzt und Tage lange Strapagen mit der größten Leichtigkeit erträgt. Die verwegensten Corps, die die Franzosen in Europa und Afrika zu diesem Kriege sammeln, sind die Fremden Legion und in dieser das Corps der Zuaven. Alles, was aus der Gesellschaft ausgestoßen worden ist, sei es durch eigene oder durch eines unverschuldeten Schicksals Schuld, sammelt sich in jenen Regimentern und bietet mit dem Muth der Verzweiflung dem ihm stündlich begegnenden Tod trotzig die Stirn. Ebenso unbändig als unermülich vergessen die Meisten alle europäische Kultur und stürzen sich mit gleicher feuriger Kampflust wie der Beduine und Maure schonungslos auf ihre Beute.

Am demselben Tag und fast zur gleichen Stunde, als die Frau Commerzienrathin im Balkon saß, lag in einer engen Schlucht des Atlasgebirges eine Abtheilung der Zuaven, in ihrer abenteuerlichen, morgenländischen Tracht, um den Feldkessel. Die Gewehre waren in Pyramiden aufgestellt, der rothe Fes mit seiner langen Quaste auf das Ohr gedrückt, die Hände in den weiten, bunten Hosen. Manche hatten eine Cigarre hervorgeholt, Andere spielten oder würfelten, und wieder Andere lehnten ernst und in sich gekehrt an den Felsen umher, während Einige laut schnarrend im hohen Grase lagerten und schliefen.

Um die Lenden hatte Jeder der Schaar seinen krummen, türkischen Säbel, in dem Gürtel einen blinkenden Dolch. Hoch oben auf jeder steilen Felsenkrone, zu beiden Seiten der Schlucht, giengen zwei Schilbwarden auf und ab. Die eine, ein leichtge-

flügelter Franzose, trillerte trotz der afrikanischen Hitze ein munteres Liedchen aus der Heimath. Der andere, ein starrer Deutscher, gieng gemessenen Schrittes auf und ab. Sein düsteres, aber sonst sehr schönes, blondes Augenpaar schweifte zu östrem nach dem Norden. Er dachte an seine Heimath, an seine erste und letzte Liebe.

Andreas gedachte an sein Fränzchen.

Ja, Andreas war Soldat geworden, und war im verwegenen Corps der Afrikaner als einer der verwegensten und tapfersten bekannt. Er hatte sich in Straßburg zur Fremdenlegion werben lassen und gieng von dort gleichzeitig mit einem Lieutenant ab, der bei den Zuaven eintrat. Die jungen Männer schlossen, trotz des Standesunterschiedes, Freundschaft, und so ward es denn möglich gemacht, daß Beide ein und derselben Compagnie einverleibt wurden.

Trotz der vielen ausgezeichneten und kühnen Heldenthaten war es Andreas immer noch nicht gelungen, mehr als Gemeiner zu werden, da fast das ganze Corps aus lauter gleich tapferen und kühnen Soldaten bestand und was das höhere Wissen anbelangt, fast alle dem Andreas überlegen waren. Nur in militärischer Pünktlichkeit und Ordnungsliebe, strengen Gehorsam, unverbrüchlicher Ehrlichkeit und Sittlichkeit, war er und sein Lieutenant Rudolf die Einzigen, die ganz makellos da standen. Jedoch auf derartige Dinge kann eben bei den Zuaven nicht so ängstlich Rücksicht genommen werden, und obschon Rudolf seinen Waffenbruder und Freund Andreas öfter sowohl dem Hauptmann als dem Obersten zur Beförderung vorgeschlagen hatte, war es dennoch bis dato immer noch fruchtlos geblieben.

Nach längerer Waffenruhe hatten die Gebirgsbeduinenstämme wieder bedeutende Ausfälle gemacht und den Franzosen sehr empfindliche Verluste beigebracht. Die Franzosen beschloßen, die unabhängigen Stämme aufs Neue und zwar weiter als je in das Innere von Afrika zurückzudrängen, und — wie immer — war Oberst Voie dieu der erste, der mit seinem Zuaven-Regimente, nach einigen kleinen Scharmügeln, als Avantgarde in die wilden Gebirgsschluchten des Atlas eingedrungen war. Aber nun erst begann der gefährlichste aller Kriege, ein meuchlerischer Gebirgskampf. Da die Beduinenstämme weit mehr mit der Drillschheit vertraut waren, als die Franzosen, so knatterten die langen Beduinenflinten aus allen Büschen und Felsenpalten und in die Hohlgrassen herab stürzten Felsenstücke aus unsichtbarer Hand und

schmetterten die andringenden Zuaven nieder. Zehnmal wurden sie zurückgeworfen, und zehnmal erneuerten die kampfergebnen Halbafrikaner den Angriff, kletterten wie Gamsen an den Felsen empor, wobei Mancher von den Beduinen herabgeschossen wurde, jeder Vorsprung wurde ihnen eine Brustwehr, hinter welcher hervor ihr sicheres Rohr ebenfalls manchen Beduinen aus der Höhe herabholte, und unter donnerndem Zuruf der kämpfenden Kameraden von unten gelang es, den Feind zu umgehen und ihn aus seinen Felsenestern zu vertreiben, ihn im wilden Handgemenge in den Abgrund hinabzustoßen oder von ihm hinabgestürzt zu werden. Solche Arbeit gab es tagtäglich und im Verlauf von drei langen Wochen hatten die französischen Regimenter den Volksstämmen noch nicht eine Quadratmeile abzuräumen vermocht. Die Schaar der tapfern Zuaven hatte sich fast ein Drittel verringert und namentlich hatte die in der Schlucht vor uns ruhende Abtheilung ungeheuer gelitten. Wie aber jedes Unglück sein Glück mit sich führt, so war es auch hier für Andreas und Rudolf. Der Capitain und der Premierlieutenant waren gefallen, Rudolf Capitain und Andreas Sergeant geworden; und als solcher war ihm der wichtige Posten zur Beobachtung der Gegend von der Felsenplatte aus vom Capitain anvertraut worden. Denn seit gestern Abend schienen die eingeborenen Stämme wie verschwunden, und gestatteten, ohne ihnen irgend ein Hinderniß in den Weg zu legen, der Zuaven Avantgarde ein gemessenes Vordringen in die Berge, die immer drohender und schauerlicher sich emporhürnten, wie riesige Gespenster im Mondschein und zwischen deren Füßen gleich glänzenden Glühkäfern die verwegenen Zuaven in ihren weißen Mänteln geräuschlos herumschwärmten, bald dort, bald hier sichtbar wurden, dann wieder auf längere Zeit verschwanden, bis sie endlich eine höher gelegene Schlucht unangefochten erreicht hatten. Wachen wurden aufgestellt. Die Gewehrpyramiden geordnet und für 24 Stunden Nacht verkündet, um neue Hülfstruppen abzuwarten. Die kleinen Feldkessel wurden an drei Stäbe gehängt, ein lustiges Feuer darunter gemacht und die sonnverbrannten, abgehärteten Soldaten des heißesten Welttheiles lagerten sich, und während die schmale Kost brodelte und sott, das Thonpfännchen aus Frankreich qualmte, und eine rasch mit dem Wasser einer nahen Felsenquelle bereitete Limonade die trocknen Lippen des Capitains wie des Gemeinen erfrischte, erdönte durch das enge, schauerliche Felsenthal ein von unserm Andreas gedichtetes deutsches Soldatenlied:

Soldat! Soldat!

Wer uns erfunden hat  
Der war fürwahr ein schlauer Mann,  
Auf dessen Wohlsein ruhet an.  
Er gab uns Geld, in blankem Gold,  
Er gab uns Wein und Mägdelein  
Und Ruhm und Ehre obendrein.

Soldat! Soldat!

Sei's frühe oder spat —  
Seht er die Welt auf's Bajonnet,  
Alle wenn sie ihm gehören thät.  
Wer mit ihm schmollt, wer mit ihm großt,  
Dem schickt er frei ein wenig Blei  
In's Blut, damit er ruhig sei.

Soldat! Soldat!

Taugt nicht zum langen Rath!  
Wohin der Hauptmann kommandirt,  
Bled frisch und lustig d'rauf marschirt!  
Dem Frieden hold — wird nicht gegolft,  
Des Krieges Dach ist sein Gemach,  
Sein Grab der erste beste Bach.

Allmählig wurde Alles ruhig. Derselbe Rasen und Felsenfig, der den Kriegern Ruhe zum Essen bot, wurde ihr Bett. Der dunkelblaue Himmel der hoch da droben mit dem Mond und Millionen Sternen als Dach über die Felsenzacken gespannt schien, war die Decke seines Schlafgemaches, und die leise hin- und herschreitenden Kameraden der Wache, die besorgten Mütter, die lauschend über den Schlaf der Kriegskinder wachten; das Wachtfeuer verglomm; — der Mond stieg über die Felsen hinab.

Werden sie morgen wieder so ruhig schlafen? oder: wie viele von ihnen schlummern morgen schon noch fester und ruhiger in den kalten Armen des Todes, auf fremder unbarmherziger Erde, ungekannt und unbeweint? —

Schon um 4 Uhr zog der Oberst mit 2 seiner gesichteten Compagnien weiter. Er wollte durch eine Flügelbewegung um den vor ihnen liegenden Felsenstock den Feind, der vermuthlich zwischen dem Amur und Dscheditthal eine feste Position genommen hatte, überrumpeln; während Rudolf mit den andern beiden Compagnien, auf ein gegebenes Zeichen, durch eine enge Schlucht direkt hinunter zur Dscheditquelle vordringen sollte, um die Beduinen in beiden Flanken zu fassen, und mit Hilfe der durch mehrere andere Schluchten nachrückenden Truppenkörper aus ihrer letzten festen Gebirgsstellung zu drängen und hinab in die Ebene von Cardaja zu werfen. —

Deshalb sehen wir den Sergeant Andreas, jede Felsenschlucht unter sich genau beobachtend, auf einen Posten, der für das Gelingen des Feldzugsplans äußerst wichtig war, während der neugebackene Capitain Ru-

dolf selbst ganz unbeweglich hinter einer noch höhern Felsen Spitze, die ein kleines, wildes Thal beherrschte, lag, und von dort aus die Gegend mit seinem kleinen Feldfernrohr beobachtete. —

Die Sonne neigte sich bereits. Andreas dachte eben wieder ein wenig in die Heimath, von der aus er so manchmal die ähnlichen Felsenspitzen der Schweiz in die Wolken hatte ragen sehen, wenn er mit seinem Fränzgen auf Wiese oder Feld war — da flatterte drüben hoch herab von einer südwestlichen Felsenspitze der weiße Zuavenmantel und nicht 5 Minuten darnach begann schon ein lebhaftes Kleingewehrfeuer, durchbrochen von dem gellenden Ton der Signalhörner. Der Kampf begann.

Ehe noch Rudolf und Andreas die Schlucht erreicht hatten, standen schon die Zuaven wohlgerüstet und durchglüht von altgewohnter Kampfeslust. Die beiden Führer dieser Abtheilungen, zwei verschmitzte, mehr dem Gelde, als der Sache der Franzosen ergebene Kabysen stiegen voran, gefolgt von dem Capitain und dem Sergeant Andreas. Nicht lange so öffnete sich ein enger kaum für einen Mann Raum bietender Pfad, der sich rasch und halbsbrechend nach den Oschediquellen hinabstürzte. —

Das Gefecht vom Südwesten zog sich immer näher heran.

Der Pfad unserer Zuaven bog plötzlich um eine steile Felsenwand, welcher gegenüber ein bewaldeter Hügel lag. Der Pfad zog sich an dieser gefährlichen Stelle wohl an 5 Minuten an der steilen Felsenwand ungedeckt hin, zur Linken einen tiefen Abgrund. Die Beduinen hatten auch diesen Zugang ins Auge gefaßt, und sobald sich die ersten Zuaven erblicken ließen, begann ein lebhaftes Feuer gegen diesen gefährlichen und bloßgestellten Punkt von der jenseitigen Waldhöhe. —

Ein besonderes Glück war es für das Zuavenkorps, daß die Beduinen, trotz ihren langen Flinten, zu kurz schossen und daß nur Wenige unserer Helden ein Opfer dieses Hinterhaltes wurden. Fast im Trab gieng es an dieser gefährlichen Stelle vorbei! — Wie gesagt, 5 Minuten weiter unten erweiterte sich das Terrain und geschützt von einer natürlichen Felsenbrustwehr eröffneten sofort die ersten Zuaven das Gefecht, um die Aufmerksamkeit der Beduinen von ihren nachfolgenden Kameraden abzulenken. Kaum aber hatten sie sich hier festgesetzt, so wurde es, so zu sagen, rings um sie herum lebendig, und selbst über und hinter ihnen tauchten einzelne kühne Beduinen auf, die mittelst großer Felsenstücke den Tod herab in die Reihen der Zuaven sendeten. So auch im Rücken beunruhigt blieb ihnen nichts anderes

übrig als vorwärts zu dringen, da sie das Gefecht der andern beiden Abtheilungen immer näher kommen hörten und zugleich aus andern Schluchten lebhaftes Kleingewehrfeuer vernahmen. Ein Zeichen, daß auch die andern Truppen im Handgemenge sich befanden. Rudolfs Entschluß war, sich um jeden Preis mit dem Oberst zu vereinigen; und so zog sich dann die Zuavenschar, wenn auch von allen Seiten beunruhigt, dennoch mit einer dem Feind immer sich beobachtenden Geistesgegenwart, jeden feindlichen Schuß erwidern, ruhig den breiter gewordenen Felsenweg hinab, ohne einen großen Verlust an Mannschaft zu erleiden. — Nach einer halben Stunde ohungefähr hatte man ein schönes grünes Wiesenthal erreicht. Noch einige Schritte und sie sahen schon drüben am andern Eingang des Thales die beiden Abtheilungen des Oberst vordringen, eine bedeutende Anzahl Beduinen, Mauren und Kabysen vor sich her treibend. Vergessend, daß es rings um sie herum Kugeln regnete, erhoben die kühnen Gebirgskrieger ein wildes und gellendes Hurra und im Sturmschritt „Marsch! Marsch“ gieng es über den Wiesengrund den Kameraden zu Hilfe, die ungefähr eine Viertelstunde weit von ihnen entfernt sein mochten. Sene ermunterte durch das Erscheinen neuer Hilfstruppen, drangen noch rascher vor, aber beinahe vereinigt, zog sich quer durch dieses Wiesenthal, verdeckt durch ein niederes Gebüsch, eine gähnende tiefe vielleicht 20 Fuß breite Schlucht, jedenfalls vulkanischen Ursprungs, aus deren schauerlichen Abgrund herauf ein heftiges Wassertosen rauschte. Die Zuaven hatten sich durch ihren Eifer auf ein gänzlich ungünstiges Terrain verlocken lassen. Ihre Führer waren in der Verwirrung verschwunden. Dagegen drangen aus allen Klüften, Büschen, Wegen, Bäumen und Stegen, ja sogar aus der dunkeln vor ihnen liegenden Schlucht herauf die wilden Verehrer Mohameds und in zwei Abtheilungen begann ein furchterlicher Kampf auf Leben und Tod. An einen Rückzug war nicht mehr zu denken. Bereits kamen vielleicht schon 20 Mann auf einen Zuaven. Das Gefecht wurde zur Metzerei. Andreas und Rudolf hatten sich mit dem Rücken an ein mächtiges Felsenstück gelehnt, ohnweit einer ziemlichen Verengerung der trennenden Schlucht, und kämpften noch immer, schon aus vielen Wunden blutend, wie ein Paar Löwen. Da schmetterte Trompetenklang von den jenseitigen Bergen. Rudolfs Schaar war vernichtet, die des Oberst hielt noch ziemlich gute Ordnung. Es blieb nur ein Ausweg und als hätte dieser Gedanken — wie es so oft im Leben geschieht, beide Freunde zugleich erfaßt, benutzten sie das augenblickliche Staunen der Araber bei dem Klang der



Trompeten und setzten im gewaltigen Sprung über den fürchterlich gährenden Abgrund. Das konnten nur Zuaven, auch nicht der verwegenste Beduiner sprang nach.

Der Oberst versuchte den Rückzug unter beständigem Gesecht. Schüsse hörte man gar nicht mehr, nur Säbelhiebe und Kolbenschläge. Die jenseitigen Beduinen zogen aus dem Gebüsch eine tragbare Brücke und waren im Nu über der Schlucht, um den Franzosen den Rückzug abzuschneiden, während die letzten zurückgebliebenen Zuaven von Rudolfs Abtheilung niedergemetzelt waren. In diesem Augenblick erschienen aus einer unscheinbaren Schlucht hervorquellend einige rothbeißige Compagnien des 36. Regiments auf dem Kampfplatz, zugleich aber auch auf der andern Seite eine bedeutende Schaar Araber. Der Kampf wurde nun um so heftiger und gefährlicher, als die Nacht heringebrochen war und der Mond diese grauenhafte Blutscur beleuchtete. Rudolf und Andreas, die einzig Uebriggebliebenen der ersten beiden Zuavencompagnien, kämpften immer noch mit dem ganzen Feuer eines Zuaven an der Seite des Oberst. Ein frisch angekommener mit fürchterlichem Gebrüll auf die Franzosen stürzender Trupp Beduinen schnitt den in den vordersten Reihen kämpfenden Oberst ab. Andreas eilte zu Hilfe und ehe ihm noch die Uebrigen folgen konnten zur Befreiung ihres Führers, hatte Andreas mit riesiger Gewalt einige Beduinen niedergeschmettert und kam gerade zur rechten Zeit an, um den fürchterlichen Kolbenschlag zu empfangen, der dem Haupte des Obersten geglitten hatte.

Er sank röchelnd zu Boden.

#### IV.

Es war wieder ein Jahr vergangen.

Vor dem Zelt des Häuptlings eines wandernden Araberstammes, in einer lieblichen, unbeschreiblich anmuthigen Gasse der Wüste Sahara, saßen eingehüllt in die leichten und weißen Gewänder des heißen Klimas, mit sonnenverbraunten aber schönen Gesichtern zwei junge Männer, neben ihnen ein wunderschönes Beduinenmädchen von 15 Jahren, feurigen Auges und hohen Sinnes, die Fürstentochter des Thales, die angebetete Malaba. Sie blickte dem einen der jungen Männer, der eine weiße Binde um den Kopf trug, mit dem Blick des innigsten Mitleides an, ohne ein Wort zu sprechen.

Danklos, der Bruder Malabas, ein kräftiger Jüngling von circa 22 Jahren, trotz seiner Jugend einer der gefürchtetsten Krieger seines Stammes, sah sinnend hinüber nach der untergehenden Sonne.

„Es thut mir wehe, Andreas, daß du nicht zu Mohamed dem Propheten schwörst. Ich habe dich gepflegt und geschützt wie einen Bruder. Auch du hast mir und Malaba dein volles Vertrauen geschenkt. Nach 5 Tagen mußt du dich nach unserm Gesecht erklären: entweder des Todes oder des Stammes Sclave sein.“ So sagte Danklos zu Andreas, unserm Sergeanten.

„Laß mich Sclave werden. Wie mich mein Geschick nach jenem verlorenen Gesecht in deine Hände lieferte und ich so erhalten wurde, so kann sich's auch einmal fügen, daß mir wiederum die Freiheit wird,“ antwortete Andreas.

„Warum willst du nicht Muselmann und frei sein? Dein hoher Muth wird dich hier bald zum Häuptling machen, während du es bei den Franzosen noch nicht einmal zum Offizier gebracht hast. Meines Vaters Vater kam wie du hoch vom Norden herab. Er war ein gemeiner Schiffsknecht und war es seit Jahren trotz Fleiß, Muth und Verstand geblieben. Er wurde dereinst von unsern Kriegern, die ihr Seeräuber nennt, gefangen. Als seine Wunden, die er im muthigen Kampfe wie du, für seinen Capitain empfangen hatte, geheilt waren, ward er unserm Stamme als Sclave zugeheilt. Lange sehnte er sich in seine Heimath zu Weib und Kind im Reiche Holland. Endlich gab er jede Hoffnung zur Rückkehr auf. Er ward gläubig, schwang sich in wenigen Jahren durch seine Klugheit zum Häuptling empor und ward der Vater meines Vaters, den dieser Stamm noch als Jüngling zum Scheit erhob.“

Andreas wurde aufmerksamer. „Und,“ fragte er, „wie hieß deines Vaters Vater in seiner Heimath?“

„Man nannte ihn Anton Dändler“ — lautete die Antwort.

„Anton Dändler?“ fragte Andreas nochmals, als könnte er seinen Ohren nicht vertrauen.

„Anton Dändler,“ sagte der Beduine nochmals, „der Stamm schuf Danklos daraus, das so viel als Held bedeutet.“

Andreas stand von seinem Sitze auf, ergriff die Hand seines Gastfreundes und die der lieblichen Malaba und sprach: „Nicht umsonst haben die Stimmen unseres Gemüthes für einander gesprochen. Auch ich heiße Dändler und bin, was ihr seid — der Enkel jenes holländischen Matrosen. Mein Vater war sein erster Sohn, den er nie gesehen hat. Vom Vater auf den Sohn erbt in unserer Familie der Brauch fort, allen Kindern auf den rechten Borderarm eine kleine Waage einzugraben.“ Andreas hob seinen Ärmel zuruck — „hier ist sie.“ —

„Derselbe Brauch ist in unserer Familie geblieben“ — sagte mit einer nur dem Araber in solchen Augenblicken feierlichen Ruhe, Dänklos, und streifte auch seinen Ärmel zurück — „hier ist die Waage.“

Auch Maiada entblödete lieblich lächelnd ihren Mäbsterarm, auf welchem ebenfalls das gleiche Wahrzeichen der Familie eingegräbt sich befand.

Die Sonne war hinter die blühenden Hügel der fruchtbaren Dase, auf welchen die herrlichen Kenner des Kriegerstammes graseten, hinabgesunken. Im Familienzelt des Stammfürsten saß Andreas mitten unter Beduinen, aber dennoch unter Weitem und Basen und nahm bei ersten Gesprächen über die Familie Dändler und deren Schicksal das einfache Nachtmahl des Arabers ein.

„Du willst also nicht bei uns bleiben,“ sagte endlich der alte Fürst Dänklos; „nun, so muß dir zur Freiheit geholfen werden. Willst du einst im Frieden zu uns zurückkehren, so wirst du die Dase Dan, von Stamm zu Stamm leicht erfahren. Uebermorgen wird unser Stamm eine reiche Karawane, die von Waregla nach Chadames zieht, überfallen und Beute machen. Zu Hause bleiben nur Greise und Mädchen. Maiada wird für deine Freiheit sorgen.“

Eine Stunde später lag Andreas auf einer großen Ohrenhaut in seinem Zelt und träumte auch hier, ohnfern der Zauberblume afrikanischer Dafen, der lieblichen Fürstentochter Maiada, von seiner ersten Liebe, dem Fränzel, aus dem badischen Oberland.

### V.

Es war am dritten Tag nach dieser Unterredung, Morgens um 2 Uhr, der Mond gieng eben hinab, die Krieger des Stammes, ihre Fürsten und Hauptlinge an der Spitze auf „Beute“ ausgezogen, — als zwei weiße Gestalten, zwei Nachzügler auf schnaubenden Rossen das Dorf verließen. Es war Maiada in Männerkleidern, eine schöne afrikanische Amazone, an der Seite den krummen Säbel, um den schlanken Leib den großen weißen Mantel mit der Kapuze, auf der rechten Schulter die lange Beduinenflinte. Ebenso ausgerüstet war Andreas, und in sausendem Galopp gieng es eine halbe Stunde Weges den Kriegern nach.

Pöblich hieß Maiada ihren Kenner an und schwenkte im Schritt von der bisherigen Richtung ab, über eine unübersehbare Sandebene, einem nahen Gebirge zu. Die Sonne begann eben die östlichen Sandflächen zu röthen, als die beiden Wanderer stumm und in sich gekehrt die ersten Vorläufer der nördlichen Gebirge erreichten. Maiada schwenkte abermals und

zwar in ein enges verstecktes Felsenthal hinein. Beide entledigten sich ihrer gefährlichen Flinten, indem sie solche in das Gebüsch legten. Der Weg wurde immer schmaler und gefährlicher, stieg bald auf bald ab. Die Thiere schienen ihn gewöhnt zu sein. Sie trugen ihre Reiter fest und sicher. Nach Verlauf einiger Stunden als sie auf den kürzesten und bedenklichsten Felsenspfaden das Gebirge durchzogen hatten, lag zu ihren Füßen — das Thal der Nacht.

„Kennst du dieses Thal wieder, Andreas?“ — fragte plötzlich die schweigsame Maiada. „Dort unten, nahe an jener kleinen Moschee (Tempel der Mohamedaner) die unsere Stämme zur Ehre des Propheten und aus Dankbarkeit für den über euch errungenen Sieg dem großen Allah (Gott) erbaut haben, dort war es, wo dich mein Bruder niederschlug, als du deinen Oberst zu decken suchtest. Dein Oberst ward aber dadurch gerettet. Denn in gleichem Augenblick als ich dich von hier aus hinken sah, da ich, wie du dir denken kannst, alle Thaten meines Bruders mit glühendem Eifer verfolgte, kamen einige Abtheilungen neuer Hilfstruppen für euch. Der Oberst, der nun wohl einsah, daß ein endliches Erliegen unsern Stämmen gegenüber nicht ausbleiben konnte, ließ zum Rückzug blasen und trotzdem wir ihn tagelang mit der nur unsern Stämmen eigenen Beharrlichkeit verfolgten, erreichte er doch glücklich und ohne allzu bedeutendem Verlust Constantin. Er wußte sich meisterhaft den Rücken zu decken und deine Kameraden, die Zuaven, machten uns jeden Stein und jeden Felsenvorsprung freitig, geleitet von deinem Freunde, von welchem du so oft erzähltest. Seit jener Zeit wagten die Franzmänner keine neue Expedition. Aber auch wir haben sie nicht wieder beunruhigt.“

Beide Verwandte stiegen von ihren Kennern und kletterten ins Thal der Nacht hinab. Die Mose folgten mit staunenswerther Geschicklichkeit. Unten angelangt stiegen die Pferde an zu grasen. Maiada schlug einige Büsche auseinander, die ein neues ganz kleines Thal versteckten, in welchem sich eine einfache schmucklose Hütte befand, ähnlich unseren Eremitagen. Maiada winkte Andreas, und im nächsten Augenblick befanden sie sich im reinlichen Zimmerchen eines Derwischs, den die Stämme zur Pflege der Moschee angewiesen hatten. Es war ein alter ehrwürdiger Mann, mit langem weißen Bart, aus welchem ein sonnenverbranntes Gesicht voll Milde und Menschenliebe hervorsah. Er grüßte freundlich die ihm wohlbekannte Maiada. Als er unsern Andreas ins Gesicht sah, rief er plötzlich aus: „Beim Allah! das ist der tapfere Franke, der am Tag der Nacht mit seinem Bruder

über jenen Abgrund sprang, und den dein Bruder dann, Maiada, gefangen nahm.“ —

„Er ist's,“ — antwortete Maiada. „Und mein Vater der Scheik Dänklos läßt dich grüßen, würdiger Priester Samon, und dir verkündigen, daß dieser Franke seines Bruders Sohn sei. Heute sollst du ihm den Dienst erwidern, den er dir vor zehn Jahren durch Befreiung deiner Schwester aus den Händen der Franken, erzeugt hat.“ —

„Euer Blut sei von mir geleitet und geschügt. Ich werde ihn morgen und übermorgen bis nach Constantine gleiten,“ erwiderte der Greis. „Nun aber, erfrischt euch Kinder, nach langem Morgenritt.“ —

Sie aßen und tranken, und Maiada plauderte wie ein seliges Kind mit ihrem Bruder Andreas, der ihr während seiner langen Krankheit und Gefangenschaft die deutsche Sprache so ziemlich beigebracht, so wie sie ihm arabisch gelehrt hatte. — Nach einigen Stunden stiegen *Maiada*, Samon und Andreas die Bergspitze wieder hinauf, woher sie gekommen waren. Andreas unterstützte die Araberin. Samon folgte *Maiada's* Kopf. Auf der Höhe angekommen, gab *Maiada*, nach deutscher Weise dem Andreas die kleine, allerliebste Hand, indem sie sagte: „Nun Adje, deutscher Vetter. Gehe du Afrika verläßt, so komme noch einmal zu uns. Samon wird dir die nächsten Wege zeigen. Hab' Dank für deine hübschen Lieder und Erzählungen. Ich werde große Sehnsucht nach dir haben. Das andere Pferd, unseren berühmten *Rokkon* nimm als ein Andenken von deinem afrikanischen Väschen.“

„Lebewohl, liebe *Maiada*. Tausend Dank für eure Liebe und treue Freundschaft, die ihr mir erzeugt habt,“ — erwiderte Andreas und die Nührung wollte ihm die Brust zersprengen. Er konnte nichts mehr sprechen.

Unterdessen hatte Samon der holden *Maiada* auf ihren Araber geholfen. „Gott mit euch Allen!“ rief noch einmal Andreas. „Allah mit uns!“ antwortete begeistert das wunderschöne Araberkind. „Ja, Allah mit uns!“ Sie reichte noch einmal dem Andreas die Hand, indem sie sagte: „Und du Andreas, sage den Franzmännern, daß sie uns nicht länger mit ungerechten und grausamem Krieg heimsuchen möchten, und seid barmherzig gegen meine gefangenen Brüder und Schwestern.“ —

Der Araberhengst flog wie eine Schwalbe auf dem Bergrücken dahin. Der weiße Mantel *Maiada's* flatterte im Wind. Noch einmal winkte sie mit der Hand, dann trug sie der Kappe den gefährlichen Abhang hinab, der Ebene ihrer Heimath entgegen,

„Gott segne den Stamm Dänklos“ — sagte Andreas, voller Dankgefühle.

„Allah erhalte und stärke ihn!“ — sprach der afrikanische Greis — und beide stiegen wieder ins Thal der *Rache* hinab. —

Andreas war es zum drittenmal in seinem Leben, als wenn ihm Vater und Mutter, Fränzel, Rudolf und alle Welt verlassen hätte! Er nahm, wie in allen wichtigen Augenblicken seines verwilderten Soldatenlebens — Fränzels Gebetbuch heraus und küßte es. —

## VI.

Wer kennt nicht im nördlichen Ausgange des Atlasgebirges das alte berühmte Felsenfest Constantine? — Wie ein Adlerhorst thront es seit Jahrtausenden vielleicht auf einem Felsen und wahrt den Ein- und Ausgang aus den Bergen allen denen, die mit ihm grollen.

Am zweiten Tage Abend ritten aus einer engen Schlucht, ohnfern Constantines, zwei arabische Reiter. Der eine ein ehrwürdiger Greis war Samon, der Dersich im Thal der *Rache*. Er nahm Abschied von Andreas, wie ein Vater von seinem Sohn.

„Auch wir bedürfen ein Vaterland“ sprach er. — „Warum verfolgt uns der Franke? Er hat ein großes Reich drüben über dem Meere. Es nährt den König und sein Volk. Was können wir arme Leute ihm geben?“ —

„Eroberung! so heißt sein Wahlspruch. Nun denn, muß er erobern und seine gerühmte Civilisation verbreiten, warum besetzt er sich denn durch solche Grausamkeiten, die er an unsern Stämmen verübt hat? Warum verbrennt einer seiner Großen eine Felsenhöhle voll wehrloser Männer, Weiber und Kinder? Leb' wohl! und bezeugst du unsern Leuten im Kampf, so sei, wie sie gegen dich waren: großmütig und menschlich! —

Er wandte sein Pferd und ritt wieder in seine Schlucht zurück.

Andreas ritt durch das Thor der Festung. Nahe der Citadelle war eben das 40. Regiment aufgestellt. Der Zuvenerberst *Boieldieu* inspizierte es; an dessen Seite gieng ein Major der Linie. Es war Rudolf. Andreas sprang von seinem Araber herab und gieng gerade auf die beiden Offiziere los. Im nächsten Augenblick lag der wieder erkannte Andreas an Rudolfs Brust.

„Donner und Doria!“ rief der Oberst dazwischen, „wo kommen Sie her? Glaubt ich doch, die Araber hätten Sie kurz und klein gehauen. Habe oft an Sie und an Ihre Bravour gedacht — Andreas — und

bin nicht undankbar gewesen, für Ihren Eifer meine Wenigkeit zu schützen und herauszubauen. Trozdem Sie verschwunden waren, wirkte ich Ihnen bei dem Divisionschef ein Oberlieutenantspatent in der Linie aus. Ist nicht mehr als billig. Tapferkeit verdient Berücksichtigung; und Edelmuth die volle Anerkennung und Dankbarkeit. Donner und Doria, Oberlieutenant! Sie haben gewiß von Glück zu sagen, den Klauen dieser arabischen Teufel entkommen zu sein. Ich forschte nach Ihnen, bot Auswechslung an. Alles umsonst. Man wußte Sie nicht. Na, nun ist gut, daß Sie da sind, und wenn Sie uns heute Nacht alle Ihre Fahrten erzählt werden haben, können Sie Morgen gleich mit Ihrem Regiment da gegen Marokko marschiren. Dem Kaiserlein dort ist zu wohl. Es will auch mit uns anbinden. Na, er soll uns kennen lernen! Der Oberst schlug an den Säbel, daß es klirrte. Die jungen Männer stellten sich tausend Fragen in einem Athem.

Alle Hagel! rief der Oberst wieder, der unterdessen Andreass Araber befehlen hatte: wo kommen Sie denn zu Scheiß Dänklos berühmten Rokkon? Wetterkerl, der Oberlieutenant! Na, jetzt hat der Bursch' das schönste Roß in der ganzen Armee!

Dann aber gieng das Regiment auseinander und Andreas, Arm in Arm mit Rudolf in dessen Quartier.

Der stattliche Rokkon folgte im stolzen, majestätischen Schritt seinem neuen Herrn. Hinter dem Rokkon aber gieng der alte Oberst drein und konnte sich an dem Pferde nicht satt sehen. „Hm, hm,“ brummte er sich einmal über das andere in den Bart, „so ein Roß — echtes Racepferd — Donner und Doria, 500 Louisd'or, 1000 Louisd'or werth! Ein Blizjunge, der Sergeant, wollt' sagen, der Oberlieutenant! Ein Blizjunge! Aber solche Pferde sind nur bei Arabern zu haben! Schade, daß diese Burschen keine Franzosen sind!“

#### VII.

Fünf Jahre waren wieder seit jenem Tage vergangen. Gerade heute war es zehn Jahre, daß Andreas, als des Knöselbauers Knecht, den badischen Seekreis verlassen hatte. Die Frau Commerzienrätthin Dämmler saß abermals in tiefster Trauer im mittelalterlichen Balkon ihres Hauses am Hafendam und sah mit den schönen Augen einer noch frischen, jungen Wittwe von 28 Jahren hinaus auf den See, der heute ziemlich hoch gieng und trotz des sonnigen Wetters seine schäumenden Wogen weit heraus an das Ufer schleuderte. Der Herr Commerzienrath hatte vor circa zwei Jahren das Zeitliche gesegnet. Hundert alte und junge,

reiche und arme, kluge und dumme Freier fanden sich ein und warben schwachend um die Hand der wieder aufblühenden jungen Wittwe. Umsonst, sie ließ sie schwachen. Ja, sie hatte sogar einmal den ernstlichen Entschluß gefaßt, allen weltlichen Dingen zu entsagen und ins Kloster zu gehen. Mit ähnlichen Gedanken mochte sie heute beschäftigt sein. Da brauste der badische Dampfer Leopold heran. Die Landesfarben flatterten an gewaltiger Flagge am Hinterdeck. Eine rauschende Militärmusik schmetterte vom Bord herüber in die stillen Straßen der Stadt. Viele östreichische, bairische und württembergische Offiziere wurden dem Auge sichtbar. Die Hafensarbeiter hielten die Seile bereit. Bald darauf ertönte des Capitains eintöniges „Langsam!“ „Halt!“ „2 Schlag rückwärts!“ „Halt!“ Die Matrosen warfen die Tauer. Der Leopold war gelandet und fröhlich strömten die Offiziere heraus unter das Publikum.

Zu allerletzt erschien allein und nur von einem Diener begleitet ein französischer Oberst. Sein Gesicht war sonnenverbrannt und von einigen Narben durchfurcht. Ein ihn anredender Lohnbedienter führte ihn nach einigen gewechselten Worten gegen das Haus der Frau Commerzienrätthin Dämmler. Er sendete die beiden Diener zurück, um vom Schiff das Gepäck in ein Gasthaus zu bringen und erstieg die dunkle Treppe des nach uralter Mode gebauten Hauses. Auf dem Hausgang angekommen, bat er das Mädchen, ihn zu melden. Im gleichen Augenblick öffnete die Frau Commerzienrätthin die Thüre, und bat den Herrn einzutreten.

Nach den gewöhnlichen Begrüßungsformeln setzten sich beide in den Balkon, und der Oberst begann: „Frau Commerzienrätthin, lassen Sie mich ohne Umschweif mit Ihnen reden, wie es einem Soldaten geziemt. Ein langjähriger Freund von mir, der lange mit mir in Algerien gedient hat, läßt Sie herzlichst durch mich grüßen.“

„Wie heißt Ihr Freund?“ fragte die junge, leicht erröthende Wittwe.

„Andreas Dändler, heißt er,“ antwortete der Offizier, „und war früher —“

„Meines Vaters getreuer und braver Knecht,“ fiel plötzlich die Wittwe voll Feuer ein, als sie des Offiziers Stocken bemerkte, „und mein lieber, unvergeßlicher Jugendfreund, dessen ich mich nie — niemals schämen werde. Wo ist er jetzt? Geht's ihm schlecht?“

„Fränzel, theures, liebes Fränzel! hier ist er!“ rief plötzlich der überwältigte Oberst aus — „hier ist er zu deinen Füßen als französischer Oberst des 36.

Regimentes. Zu deinen Füßen liegt er, er hat Wort gehalten; nach langen zehn Jahren kommt er, um sein treues Fränzlel dennoch heimzuführen.“

Fränzlel lag gleich bei den ersten Worten in des Obersten Armen, und kurz darauf saßen Beide, wie vor zehn Jahren in der Dämmerstunde, neben einander, und plauderten wie selbige Kinder. Der Heufig hatte einem prächtigen Sopha, der Kurzfütterstuhl einem kostbaren Mahagonitischen, das Särelmesser einem blanken Säbel, Andreas und Fränzlel, Herrn Oberst Dänklos und dessen Braut Frau Franziska geb. Knöfel, Platz gemacht.

Einige Wochen darauf verließ das junge Ehepaar die alte, berühmte Stadt am Bodensee. Oberst Dänklos, der sich so nach dem Wunsch seiner arabischen Vettern genannt, die sich durch Andrees Vermittlung der französischen Uebermacht freiwillig ergeben hatten, nahm seine Frau Oberst mit nach Algier und dort spielten die beiden Bauernkinder aus dem badischen Seekreis bis auf die neueste Zeit die ersten Rollen in der feinen Welt.

Dieses Jahr aber (1854) steht Oberst Dänklos an der Spitze seines Regimentes in der Türkei und schwingt seinen Säbel ebenso tapfer gegen die Russen, wie ehemals gegen die Kabhlen. Sein treues Weib ist mit ihm. Ob wir sie aber beide noch einmal in unserer alten Stadt am Bodensee oder gar in ihrem Heimathort Mittelfingen sehen werden? das kann euch der Wanderer vorläufig nicht mit Bestimmtheit sagen. Kommen sie aber beide einmal unverhofft an, dann will ich euch gern als alter Bekannter das Weitere aus ihrem vielbewegten Leben erzählen.

### Einige Worte über Auswanderung.

Die Meisten die sich jetzt hinüber in die sogenannte neue Welt wenden — „über den großen Bach“ — kümmern sich wohl mehr oder weniger um die dort obwaltenden Um- und Zustände, und man bemerkt mit Freuden, daß die goldenen Berge, von denen ehemals der Europäer träumte, wenn er an die Auswanderung nach Amerika dachte, immer kleiner und kleiner wurden und endlich auf die einigermaßen mühevollen, aber praktische und heilsame Hügelkette der Arbeit und der Thätigkeit zusammengeschmolzen sind.

Dennoch begegnet der Wanderer noch mancher schnellfertigen Idee über die Ansiedelung in Nordamerika, und dieses veranlaßt ihm denn auch, seinen Landsleuten einige Worte über das jenseitige Land zuzurufen, zumal ihn ein ausgewandeter Vetter erst

ganz kürzlich einen langen Brief geschrieben hat, welchen wir nun folgende Stelle entnehmen:

„Fast in allen Büchern in denen wir nachgeschlagen haben, und die nicht gerade den böswilligen Zweck huldigten, zur Förderung persönlicher Interessen die größten Unwahrheiten über den wirklichen Stand der Dinge bei uns, in die alte Welt zu posaunen, stimmen dahin überein, daß Derjenige, der es in seinem Vaterlande gut habe, auch lieber dort bleiben möchte, als sich einer langen beschwerlichen, selbst mit Lebensgefahr vielfach umgebenen Reise aussetzen und einer sehr zweifelhaften Zukunft, indem der Auswanderer, wenn er auch glücklich im Orte seiner Sehnacht gelandet ist, erst recht am Anfang eines ihm ganz und gar ungewohnten und neuen beschwerlichen Lebens steht. Da ist zuvörderst die Acclimatization, — das Gewohntwerden des dortigen Klimas und der dortigen Lebensart, — durchzumachen, welcher sehr viele Personen, namentlich junge Frauen unterliegen. Dann kommt die Wahl und die Qual einer neuen Ansiedlung, wobei nur allzuhäufig auf schön klingende feineswegs aber auf praktische Rathschläge gehört wird; und wie der Eingeborne, — der „Dank“ — selbst nur allzu wenig Kenntnisse verräth in der Auswahl einer gesunden Gegend, so gerathen häufig auch die Neutherbeikommanden in den argen, und oft über ihr und der ganzen Familie Lebensglück entscheidenden Fehler, daß sie nur die beste Gelegenheit ergreifen, um sich niederzulassen und nicht bedenken, daß sie in den quellenarmen, aber den jährlichen Ueberschwemmungen sehr ausgesetzten Flußniederungen — allerlei Fiebern und Krankheiten anheimfallen, denen sie nur durch ein abermaliges Verlassen der gefundenen Wohnstätte entgehen können, wozu ihnen dann, durch die längern Leiden, häufig die körperliche, geistige und finanzielle Kraft gebrochen wurde, und der Ansiedler mit sammt der Familie einem sichereren und lebenslangigen Glende preisgegeben wird. Darum möge sich derjenige, der hinüber in das Eden der modernen Völkerwanderung will, wohl vorher recht angelegen sein lassen, etwas ernstlich darüber nachzudenken, wie er es drüben einzufadeln habe, um hauptsächlich in der Auswahl seiner neuen Heimath recht glücklich zu sein. Der Wanderer gebe ihm hier einige Gedanken, als Leitfaden in die Hand, und empfehle namentlich solchen, die drüben Landwirthschaft zu treiben gedenken, das Buch von unserm schwäbischen Landmann G. C. Fleischmann „der nordamerikanische Landwirth“ (Frankfurt a. M. Seyers Verlags). Auch hat Fleischmann für alle Stände, die

drüben ihr Fortkommen zu finden gedenken, Rathgeber geschrieben und darum können wir all' seine Werke dem Auswanderer aus eigener Erfahrung bestens empfehlen, da sie sämmtlich auf langjährige Bekanntheit mit den Zuständen Amerika's fußen und sich durch alle wie ein Faden der Gedanke zieht, seinen Landsleuten, den Deutschen, durch seine wahrheitsgetreuen Darstellungen als ein echter Rathgeber an die Hand zu gehen.

Kommt der Auswanderer nun endlich herüber zu uns, so richte er, wie wir schon oben erwähnten, seine volle Aufmerksamkeit auf die Lage des Ortes, das er sich zur Niederlassung aussuchen will. Nähe vom Sumpfland und großen Strömen fliehe er. Das Sumpfland erkennt man namentlich an den Bäumen und deshalb ist es nothwendig, daß er vor der Wahl zuvörderst die dortigen Waldbäume kennen lerne, um sie sodann als Kennzeichen der Bodenbeschaffenheit benutzen zu können. Dann richte er sein Augenmerk besonders auf das vorhandene Trinkwasser. Ob seine neue Ansiedlung auch Quellen und Brunnen habe, oder ob er das ekelstehrende Wasser aus den schmutzigen und mit allerlei Nias und Unrath geschwängerten Flüssen trinken muß. — Eine Hauptsache ist auch die Nähe von Getreidemäulen; da da, wo solche fehlen, wie Jeder einsehen wird, ein Haupthinderniß zur Entwicklung und Hebung einer Ansiedlung aufricht. Dabei muß man aber zugleich auch darauf sehen, ob Wasserkräft vorhanden ist, um nöthigenfalls selbst derartige Etablissements einrichten und so den Grund zu einer ausgebreiteten Ansiedlung legen zu können. — Von gleicher Wichtigkeit sind die Straßen. Der Eingewanderte sehe vorzüglich darauf, ob sein neuer Wohnort an schon gebahnten Wegen oder doch nicht ferne von solchen liege; er spekuliere dann weiter, ob durch nah' liegende Ströme und Seen Gelegenheit gegeben sei, die Ansiedlung mit der Zeit zu vergrößern, indem dort ausgebreitete Verkehrswege zu Wasser und zu Land gegeben sind. Dabei berücksichtige er auch das Terrain, ob möglichenfalls in Zukunft nicht eine Eisenbahn eingerichtet werden könnte, die ihn mit den belebten und bevölkerten Landstrichen verbindet, immer neue Ansiedler zuführt, Abfahrt und Absatz seiner Produkte erleichtert, und im Verlauf der nächsten zehn Jahre seinen Wohnsitz nicht nur in eine wohnliche, belebte und vielbesuchte Dertlichkeit verwandelt, sondern auch im Preise und Werth um das Doppelte und Dreifache erhöht. Dabei beobachte derjenige, der sich irgendwo in Amerika anzusetzeln gedenkt, wohl, wem

die Ländereien gehören, die sich rings um ihn herum befinden. — Denn eine Masse Spekulant haben in einigen rasch aufblühenden Gegenden alles Land an sich gekauft, und warten nun die Zeit ab, um das Land immer höher und höher im Preise steigen zu lassen, ehe sie es loszuschlagen. Dieser Umstand verhindert nun allemal auf 20 und dreißig Jahre hinaus das Emporblühen einer Gegend, die das Unglück hatte, zwischen die Schere solcher Spekulant gerathen zu sein, obgleich außerdem alle günstigen Grundlagen zur Blüthe vorhanden sein mögen. — Alle Europäer mögen sodann entschieden von der Urbarmachung der Wälder und Prairien absehen. Dazu ist nur der abgehärtete Hinternäbber geschaffen. Er ist der Mann die 500 und tausendjährigen Waldriesen niederzuwerfen und in kurzer Zeit aus einer undurchdringlichen Wildniß ein ackerbares Land zu machen. Dem Europäer fehlt hier Praxis und Ausdauer. Er thut viel besser schon geklärtes Land anzukaufen, von welchem man den Acker oft mit sammt einem Voghaus (Blockhaus) um 5—8 Dollar bekommt. Ebenso schleppes sich der Europäer, der bei uns in Amerika Ackerbau treiben will, nicht mit europäischen Ackergeräthen. Die amerikanischen sind viel praktischer und gibt es hier in jeder größern Stadt Fabriken, in denen man die Werkzeuge billig und in bester Vollendung haben kann. So gibt's z. B. in Amerika eine Masse vortrefflicher Pflüge. Der Amerikaner hat für verschiedene Zwecke seine Pflüge auch verschieden konstruirt und darnach benannt, so hat er Pflüge für Graßland — Sod Plows. Stoppelpflüge — Stubble Plows. Mais, Baumwolle und Reispflüge — Corn, Cotton, Rice-Plows. Untergrundpflug — Sub-Soil Plows. Wendepflug — Side hill oder Swivel Plow. Rasenpflug — Paring Plow. Die Preise dieser Pflüge wechseln von 7 bis 13 Dollars. Ebenso praktisch wie die meisten Pflüge baut der Amerikaner, wie gesagt, alle seine Handwerksgeräthe; es ist daher, wie bemerkt, nicht anzurathen, viel von solchen Dingen mitzunehmen. Hingegen dürfte es nicht überflüssig sein, den Auswanderern anzurathen, sich bestens mit solchen Sachen zu versehen, die in Amerika sehr theuer sind, als: Beuten, Kleiderstoffe aller Art, Musikinstrumente, Bücher, Noten &c. &c. Gemachte Kleider zahlen einen hohen Zoll und es ist daher besser, solche nur zugeschnitten mitzunehmen. Dasselbe gilt auch von der Wäsche.

Indem ich auch noch allen Auswanderern dieses Jahres von ganzem Herzen Glück wünsche, — verlasse ich für diesmal das Auswanderungskapitel; und

rufe euch nun nochmals zu, ehe ihr auswandert die Sache ja recht genau zu überlegen; vorzüglich: ob ihr es in Europa nicht schon besser habt, als ihr es je in Amerika bekommen könnt. Bedenkt dabei das alte gute deutsche Sprichwort:

Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen in groß Leid gebracht.

### Die Ringe.

Es war einmal vor vielen tausend Jahren ein Mann, der besaß einen wunderschönen Fingerring von ungeheurem Werth. Dieser Ring hatte die geheime Kraft, denjenigen, welcher ihn mit Zuversicht trug, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Der Mann hatte viele Söhne, und als er starb, vermachte er den kostbaren Ring dem Sohne, der ihm der Liebste war. Eben so machten es alle seine Kinder und Kindeskin- der mit dem Ring. Endlich kam dieser Ring auf einen Vater von drei Söhnen, welche alle drei gleich gehorsam waren und die eben beschworen der Vater auch gleich lieb hatte. Nur wenn bald dieser, bald jener mit ihm allein war, und recht von Herzen mit ihm sprach, so meinte er allemal wieder, jetzt wäre bald der Eine, bald der Andere und bald der Dritte würdiger, den Ring von ihm zu erben. Es weiß ja jeder Vater, wie's ihm selbst mit seinen Kindern geht. Aber eben wegen seiner gleichen Liebe hatte er auch jedem Sohn den Ring versprochen zu geben. Merke: das war eine fromme Schwachheit, die ihn in Verlegenheit brachte. Denn als es zum Sterben kam, schmerzte es den guten Vater, daß er zwei von seinen Söhnen kränken sollte. Er ließ also einen Goldschmied in geheim zu sich kommen, bestellte bei ihm zwei Ringe und befahl, daß Beide dem Ersten vollkommen gleich gemacht werden sollten. Der Goldschmied war ein geschickter Künstler. Er fertigte zwei Ringe, die dem Musterring so ähnlich waren, daß selbst der Vater diesen echten nicht unterscheiden konnte. Froh und freudig ruft nun der Vater seine drei Söhne, jeden insbesondere, zu sich, gibt jedem einen Ring und stirbt.

Nun kam aber jeder Sohn und behauptete: Er allein habe den rechten Ring. Das gab Streit und Zank, und am Ende gar einen Prozeß, Gott behüt uns davor! Ein Jeder schwur darauf, daß er den Ring aus der Hand des Vaters bekommen habe, der Vater könne nicht falsch an ihm gehandelt haben, daß glaub' er nicht, und eh' und bevor er das von einem so lieben Vater glaube, wär' er genöthigt, seine zwei Brüder des falschen Spiels anzuklagen, und er werde die Verräther schon ausfindig machen, er wolle sich

schon rächen, und so und so, wie's eben bei Prozeß- händeln geht, wo Jeder Recht haben, aber Keiner nachgeben will.

Dem Richter ward kurios zu Muth; er wußte nicht, welchem er Recht geben sollte und verlangte endlich, daß sie entweder den Vater herbeischaffen oder sich fortpacken sollten. Doch halt, sagte er zuletzt, Ihr habt ja alle Drei behauptet, daß der rechte Ring die Kraft habe, vor Gott und Menschen angenehm zu machen. Dieses muß entscheiden, denn darin liegt der sicherste Beweis für die Echtheit des Rings. Geht also fort, versuche ein Jeder die Kraft seines Rings zu erproben durch herzliche Beträglichkeit, durch Wohlthun, durch inniges Vertrauen auf Gott und durch thatkräftige Ausübung der Liebe gegen Gott und den Nächsten, dann kommt nach tausend Jahren wieder vor diesen Richterstuhl, auf welchem alsdann ein anderer sitzen wird und sprechen.

Und sie giengen fort und zankten und stritten Jahrhunderte lang, sie und ihre Nachkommen, sie führten Kriege um die Behauptung des Besizes des echten Rings und Tausende starben den Tod, aber es wollte immer kein Richter die Sache entscheiden, weil Jeder einsah, daß doch eigentlich nur allein der Vater durch Enthüllung des Geheimnisses rechtskräftig entscheiden könnte. Endlich, nachdem die Nachkommen der drei Brüder müde waren, einer Behauptung willen ihr Blut zu verspritzen, suchten sie unter einander brüderlich zu leben, vereinigten sich zum Zweck eines vernünftigen Menschenlebens und zum Lobe Gottes durch menschliche gute Handlungen, und die Nachkommen verbreiteten sich unter allen Völkern der Erde und übten die Kraft des Ringes durch Wort und That, und die Völker waren zufrieden. Den Streit aber nahmen die Gelehrten auf und kämpften ihn bis auf die heutige Zeit fort und beschäftigten damit auch Viele, die sich zu der Klasse der Gelehrten zählen und von derselben benützt werden; denn die Gelehrten brauchen auch die Ungelehrten, um auf die Unwissenden Einfluß zu bekommen. Zu Zeiten versuchen sie's wohl auch, die Sache wegen der Echtheit der Ringe unterm Volk wieder aufzuwärmen, aber die Völker sind geschickter und denken: streitet und habet ihr nur brau, ihr werdet dafür bezahlt, wir nicht; beschwören wollen wir euch streiten lassen und wir wollen unter einander alle als Kinder eines liebevollen Vaters und als Brüder und Schwestern redlich und ehrlich handeln, ohne Unterschied des Ringes, auf daß derjenige, welcher die verschiedenen Ringe machen ließ, die besten seiner Söhne, Enkel und Urenkel aus dem Werthe seiner

Handlungen, und durch sie auch seinen echten Ring wieder erkennen möge!

Merke, lieber Leser! Mit dem rechten Ring ist's, wie mit dem rechten Glauben. Halte du dich nur recht fest an den Deinigen und feinde Niemanden wegen des feinigens an, sei er ein Christ, oder ein Jude, oder ein Heide. Lebe mit Allen in Liebe und laß auf diese Weise deinen Glauben auf dich selbst verbessernd und gegen deine Mitmenschen wohlthuernd wirken. Wir sind ja Alle Menschen, und Gott wird einst unsern Glauben nach unsern Werken taxiren.

### Ueber den Eidswur.

Ein Kalender wie der Wanderer am Bodensee, der in den Händen so vieler Leute herum kommt und von so vielen Menschen gelesen wird, die sonst wenig lesen können, weil sie ihre Zeit zu andern nützlichern Dingen verwenden müssen; ein solcher Kalender darf wohl auch einige Worte der Belehrung über einen Gegenstand enthalten, der für die bürgerliche Gesellschaft so höchst wichtig ist, wie der Eid, und dessen Mißbrauch, der Meineid. Es werden solche wohlmeinende Worte, besonders in einer Zeit, wie die heutige, nicht überflüssig sein, wo so viele Eide geschworen werden, und wenn diese kurze Belehrung auch nur die Verhütung eines einzigen falschen Eides zur Folge hat, so sind Schreiber, Herausgeber, Setzer und Drucker des Kalenders hinlänglich für ihre Mühe belohnt.

Der Eidswur ist diejenige Handlung, mittelst welcher der Schwörende Gott den Allwissenden zum Zeugen anruft, daß dasjenige was er beschwört der Wahrheit gemäß sei.

Hieraus allein geht schon die Wichtigkeit und Heiligkeit des Eides zur Genüge hervor, denn was gibt es für den Menschen Höheres und Erhabeneres, als die allwissende Gottheit? sie zum Zeugen anrufen müssen, enthält Aufforderung genug, streng bei der Wahrheit stehen zu bleiben, da ja ein allwissender Gott unsere höchste Verehrung verdient, und überdies unsere geheimsten Gedanken kennt, weshalb wir ihn nicht hintergehen können, wenn wir etwas anderes beschwören als die Wahrheit, und dabei meinen, Er hab' es nicht gemerkt, weil wir's schlaue verumäntelt haben, oder Er nehme es nicht so genau, wenn wir nur unsern beabsichtigten Zweck damit erreichen. Das wäre von uns falsch und schlecht berechnet, denn so spitzfindig wir auch einen falschen Eid in einen geheimen Vorbehalt einhüllen würden, das könnte uns nichts nützen und helfen, denn wir haben einen unbe-

rechlichen Richter in der Brust, welcher uns immerwährend zurufen würde: Du bist mir ein sauberer Patron, hast ja falsch geschworen, dein Gewissen mit einer unausstilgbaren Schuld belastet und deinen Gott auf eine schmählische Weise beleidigt. Das wäre für uns eine immerwährende Marter und Pein, vor der wir uns hüten können, indem wir stets nur der Wahrheit gemäß aussagen, und auch schwören wollen, wenn wir zu einem Eidswur aufgefordert werden.

Aber der Eid ist nicht nur in religiöser Beziehung, sondern auch in bürgerlicher Hinsicht von der höchsten Wichtigkeit. Dafür haben ihn auch von jeher alle Völker der Erde gehalten, unter sich eingeführt und in ihre Gesetzbücher aufgenommen. Er ist geeignet, Treue und Glauben unter den Menschen zu befestigen, wenn er wahr geschworen wird; er kann aber auch dazu beitragen, das gegenseitige Vertrauen der Menschen zu untergraben, wenn die Schwörenden aus einem Eid einen Meineid machen, das heißt, wenn sie falsch schwören.

In Anbetracht dieser hohen Wichtigkeit legen die Gesetze auch ein besonderes Gewicht in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten und in Strafsachen auf den Eid. Wenn zwei miteinander einen Prozeß haben, und es mangelt an andern hinreichenden Beweisgründen, so kann Einer dem Andern den Eid zuschieben, und der Schwörende gewinnt alsdann den Prozeß. Eben so gelten eidliche Aussagen in Strafsachen als beweisend gegen Einen, der wegen Verbrechen vor Gericht gezogen worden ist.

Aber der Mensch ist eben ein schwaches Geschöpf, und Mancher läßt sich durch diesen oder jenen Grund bestimmen, etwas eidlich auszusagen, was der Wahrheit nicht gemäß ist. In diesem Fall schwört er einen **Meineid**. Ein solcher ist von jeher von allen Völkern als ein sehr schweres Verbrechen angesehen und darum mit harten Strafen bedroht und belegt worden. In frühern Zeiten hat man Meineidigen die Zinger, oder auch die Hand abgehauen, welche sie bei Ausschwörung des Eides aufgehoben haben, oder denselben auch wohl die Zunge ausgeschnitten. Wer aber in Strafsachen, um einen Unschuldigen in Strafe zu bringen, gegen denselben ein falsches Zeugniß ablegte, wurde mit dem Tode bestraft.

Und dennoch gab es leider zu allen Zeiten falsche Eide. Manche glaubten eben und glauben es auch jetzt noch, daß man es ja nicht wissen könne, was sie dabei gedacht hätten, was sie schwuren, und man könne es ihnen nicht beweisen, daß sie falsch geschworen haben, indem sie in ihrem Sinn etwas Anderes denken als

beschwören; das könne ja nur Gott wissen, und mit diesem wollten sie es in der Ewigkeit schon ausmachen, wenn sie nur für jetzt ihren zeitlichen Vortheil erreichen, gleichviel, ob ein Anderer dadurch benachtheiligt werde. Dabei denken sie nicht an die zeitlichen und ewigen Strafen.

Wie der allwissende Gott den Meineid jenseits bestrafen wird, können wir nicht wissen, aber die Meisten wissen auch nicht, wie der falsche Eid nach menschlichen Gesetzen diesseits gerichtet und bestraft wird. Dieses zur Belehrung kund zu geben, ist hier unser Zweck und unsere Aufgabe. Wir wollen daher in Folgendem die Bestimmungen unseres badischen Strafgesetzes anführen. Wer in einer bürgerlichen Streitfache (Prozeß) einen zugesprochenen, oder einen vom Richter auferlegten Eid wissentlich falsch schwört, wird wegen Meineids mit Zuchthaus von einem Jahr bis zu acht Jahren, je nach der Größe des zugesetzten Schadens oder Nachtheils, bestraft. Eben so ein falscher Zeuge, oder Sachverständiger. Wer nach abgelegtem Offenbarungseid Vermögenstheile, die er angeben sollte, wissentlich verschweigt, wird mit Arbeitshaus oder Zuchthaus bis zu sechs Jahren bestraft. Ein Handelsmann kann hierwegen mit Arbeitshaus nicht unter einem Jahr, oder mit Zuchthaus bis zu acht Jahren bestraft werden.

Falsches Zeugniß in Strafsachen zu Gunsten eines Angeeschuldigten wird mit Zuchthaus von einem bis zu sechs Jahren, wenn es aber zum Nachtheil des Angeflagten abgelegt wird, mit Zuchthaus von einem bis zu acht Jahren, und wenn durch das falsche Zeugniß der Angeeschuldigte zum Tod verurtheilt wurde, mit Zuchthaus bis zu fünfzehn Jahren bestraft. Ja selbst die Todesstrafe kann eintreten, wenn zwei oder mehrere Zeugen oder Sachverständige absichtlich die Verurtheilung des Angeeschuldigten zum Tode haben herbeiführen wollen.

Neben der Freiheitsstrafe tritt in allen Fällen des Meineids zugleich eine Geldstrafe ein, welche je nach dem Maße des zugesetzten Nachtheils weit über tausend Gulden ansteigen kann. Ferner muß der Meineidige allen zugesetzten Schaden und Nachtheil vergüten, die Verbindlichkeit, welche er abgeschworen hat, halten, und alle Prozeßkosten, Untersuchungs- und Straferhebungskosten bezahlen. Und über Alles dieses hat die Verurtheilung zu Arbeits- oder Zuchthausstrafe auch noch zur Folge, daß der Meineidige auf zeitlebens zur Eideleistung und zum gerichtlichen Zeugnisse unfähig wird.

Solche schauderhafte Strafen sollten wohl geeignet

sein, von der Ablegung falscher Eide abzuschrecken! Wir wünschen es zur Ehre und zum Wohl der Menschheit und der bürgerlichen Gesellschaft.

Wer aber etwa noch glauben sollte, es sei ja doch fast unmöglich, Beweise für einen geschwornen falschen Eid vor Gericht aufzubringen, der vergesse nicht, daß das Verbrechen des Meineides in unserm Lande von Geschworenen abgeurtheilt wird, welche alle Umstände, unter denen ein Eid abgelegt wurde, neben einander halten, mit den Verhältnissen im Volke und unter einzelnen Personen genau bekannt sind, also auch die Schliche und Ränke der Unredlichen kennen, und nach ihrer innern Ueberzeugung das Ziel erforschen, welches Meineidige bei Ausschwörung von Eiden sich gesetzt haben. Das Lügen und Lügnern hilft nichts, der Verbrecher wird vor der Deffentlichkeit an's helle Tageslicht gezogen und das Schwurgericht spricht über ihn das verdiente „Schuldig“ aus. Drum nehme sich ein Jeder in Acht: ein Mann, ein Wort.

### Was der berühmte Naturforscher Linné vom Brauntwein sagt.

Ein reiner Brauntwein ist ein starkes Gift für den Menschenleib, indem er alle Säfte zähe und alle Fleischfasern im Körper steif und spröde macht. So verursacht er allezeit Verstopfungen in den Eingeweiden des Menschen. Allein, wenn dieser flüchtige Geist in einigen Tropfen mit Wasser vermischt und eingenommen wird, reizet er alle feinsten Nerven, spannt sie und muntert den Körper auf. Nimmt man einige Tropfen mehr, so erhitet er den Leib; noch mehr macht den Menschen wild und toll, und noch mehr, verdirbt den ganzen Leib und tödtet am Ende.

Es ist mit solchen Spirituosen und unsern gespannten Nerven fast wie mit dem Regen und dem Takelwerk auf einem Schiffe. Das Tauwerk steht gespannt und wird es noch mehr, wenn Regen kommt, so daß es fast springen muß. Sobald aber die Feuchtigkeit ausgetrocknet ist, werden die Tauwerk schlaffer, weit mehr, als sie es vorher waren, so daß Masten und Stangen schwanken und sich neigen, bis ein neuer Regenschauer kommt und sie wieder fest macht. Daber steht man den elenden Brauntweinsäufer, wenn er Morgens aus dem Bette kommt, muthlos, zitternd, melancholisch und krank an allen Gliedern, so daß er kaum das Glas an den Mund setzen kann, ohne es zu verschütten. Sobald er aber ein paar Schluck bekommen und das Takelwerk in seinem Leibe gespannt worden, wird er fest, munter, nachdenklich, vergnügt

und auf seine Weise gesund, bis dieser Dunst verfliegen ist, wo er dann wieder zu seiner Herzstärkung greifen muß, und auf diese Weise sich hinschleppt. Hieraus ist nun zu ersehen, welch' ein Getränk der Branntwein ist, und daß man nicht zu sehr mit Medicamenten genarrt werden muß, also daß eine Gewohnheit daraus werde. Manche ehrliche Hausfrau hat so lange Kinderbalsam, eine Flüssigkeit, welche Spiritus und Gewürze enthält, eingenommen, bis sie dadurch in diese Branntweinsseuche verfallen ist. Mancher hat geglaubt, durch dieses Mittel die böse Luft zu vertreiben und den Magen zum Appetit zu spornen, ihn vor Kolk und Grimmen zu bewahren, die Speise wohl zu verdauen, und Trauer, Angst, Kummer und andere Widerwärtigkeiten mehr zu verzagen, und ist dadurch in der Branntweinsseuche stecken geblieben, so daß kein Doctor und keine Apotheke ihm mehr hat helfen können.

Ich will jetzt nur kurzlich erwähnen, was der Branntwein nicht leistet. — Man glaubt, daß er den Appetit schärfe. Dies ist auch wahr; allein nach einer halben Viertelstunde benimmt er ihn so sehr, als er ihn vorher geweckt hat. Denn, wenn dieser Trank in den Menschenleib kommt, öffnet die Natur alle ihre Laufgräben (ductus excretorios genannt), um diesem ihrem Feinde zu begegnen, ihn fortzuspülen und zu schwächen. Wenn nun diese Säfte schnell hinzuströmen, kommt der Appetit, hört aber auf, wenn sie ausgestossen sind. — Man glaubt, der Branntwein helfe die Speisen verdauen. Dies ist aber ungegründet. Denn alles Fleisch und Fisch verhärtet sich durch den Branntwein und wird conservirt so lange es in demselben liegt; ja der Branntwein macht alle Säfte im Körper gerinnen, die sonst zum Magen fließen und die Speise auflösen, wenn man auch glaubt, der Branntwein helfe dem Magen, indem er die Fibern stärke und so die Blähungen vertreibe. — Man glaubt, der Branntwein sei gut für die böse Luft. Dies ist auch gewiß, und so lange der Mund von reichlichem Branntwein stinkt, wird sich nicht leicht ein ansteckendes Gift in den Leib drängen, weshalb er auch in Krankenstuben oft vor Diarrhöen und Blutrühr schützt. Allein im höchsten Grade zu bedauern ist, wer kein anderes Heilmittel wider ansteckende Krankheiten hat. — Man glaubt, es sei eine Ersparung im Haushalt, dem Volke einen Schluck Branntwein zum Frühstück statt Speise zu geben. Es ist aber dieselbe Aufmunterung für sie, wie ein Peitscheneschlag für den Postgaul; er springt wohl ein wenig darnach, wird aber nicht fetter davon, weil er keinen Milchsaft, (Chylus), der den Körper nährt, daraus machen kann. — Man glaubt, der

Branntwein erwärme den Körper auf Reisen im Winter. Das ist auch wahr, nämlich auf eine kleine Weile; da aber alles Reizende hernach um so viel schwächt, als es vorhin gestärkt hat, so friert man auch hernach um so viel mehr. Es ist hiebei merkwürdig, daß Alle, die über die weiten arabischen Sandwüsten in der stärksten Hitze reisen, durch nichts so erfrischt werden, als durch einen Schluck guten Branntweins, woraus folgt, daß derselbe hinterher mehr kühlte als wärmt. — Man glaubt, daß der Branntwein nährt; allein nie ist noch Jemand von hitzigen Getränken stark und kräftig geworden, wohl aber von schwächeren Getränken, als: Bier, Milch &c. — Mancher glaubt, der Branntwein vertreibe Betrübniß und Aengsten. Allein bald darauf weckt die Gewohnheit des Branntweins die schlafende Sorge. Denn, wie der Branntwein den Körper ausmergelt, so macht er auch, daß alle Widerwärtigkeit ihn schärfer beißt, wenn er nicht seinen Schluck bekommen.

Bewahre Gott einen Jeden, seinen Kindern, die noch im Wachsen sind, Branntwein zu geben! Denn die feinsten Leibesfasern, die im Ausdehnen begriffen sind, werden dadurch ausgehörrt und zur Zeit gehärtet, gleichwie, wenn man jungen Hunden Branntwein eingießt oder ihnen den Rücken damit reibt, auch die, welche der stärksten Art angehören, dadurch zu Schooßhündchen verkleinert werden. Wie der Branntwein dem Magen bekommt, kann man auch bei den Metzgern sehen, wenn sie Schweine aufschneiden, die mit Trank genährt worden, wie da die Därme so spröde sind, daß sie kaum noch zu Wursthäuten taugen. Und bei den Anatomen, die auf den Universtitäten die todtten menschlichen Körper zergliedern, kann man es sehen, wie schwer es ihnen wird, mit ihren Haken das Fleisch des Branntweintrinkers festzuhalten, daß es nicht sofort in Stücke geht. Diese können auch zeigen, wie Leber, Milzgekröse, Lungen und alle Drüsen durch den Branntwein verstopft und mit übler Materie angefüllt werden. — Ich, als Mediciner, will mich nicht besonders auf die Sittenlehre, noch auf die Staatshaushaltung einlassen, sondern zum Schlusse nur melden, was ich selbst erfahren. Ich sah, als ich bei der königl. Marine Arzt war, daß zu der Zeit, da der Branntwein verboten war, nicht die Hälfte der Mannschaft gegen früher erkrankte, und nur der zehnte Theil gegen früher um Excesse bestraft ward. Wir müssen den Höchsten bitten, daß wir unsern wenigen Verstand behalten mögen und uns nicht selbst zu unvernünftigen Thieren machen, die mehr dem Bilde des Bösen als dem Bilde Gottes gleich werden.



würdigen Schlacht bei Prag errungen. — Volksgesänge haben Schwerins Namen auf Enkel und Urenkel gebracht, und Friedrich der Große ließ später des Bäckers Bild aus Marmor fertigen, das noch heutigen Tages den Wilhelmsplatz in Berlin schmückt. —

### Die guten Werke.

Fraue keinem Freunde, worin du ihn nicht geprüft hast; an der Tafel des Gastmahls gibt's mehrere derselben, als an der Thür des Kerkers.

Ein Mann hatte drei Freunde; zwei derselben liebte er sehr, der dritte war ihm gleichgültig, ob dieser es gleich am redlichsten mit ihm meinte. Einst war er vor Gericht gefordert, wo er unschuldig, aber hart verklagt war. „Wer unter euch,“ sprach er, „will mit mir gehen, und für mich zeugen? denn ich bin hart verklagt worden.“

Der erste seiner Freunde entschuldigte sich sogleich, daß er nicht mit ihm gehen könne wegen anderer Geschäfte. Der zweite begleitete ihn bis zur Thür des Rathhauses; da wandte er sich und gieng zurück, aus Furcht vor dem zornigen Richter. Der dritte, auf den er am wenigsten gebaut hatte, gieng hinein, redete für ihn und zeugte von seiner Unschuld so freudig, daß der Richter ihn freisprach.

Drei Freunde hat der Mensch in dieser Welt. Wie betragen sie sich in der Stunde des Todes, wenn ihn Gott vor Gericht fordert? Das Geld, sein bester Freund, verläßt ihn zuerst und gehet nicht mit ihm. Seine Verwandten und Freunde begleiten ihn bis zur Thür des Grabes, und kehren wieder in ihre Häuser. Der dritte, den er im Leben oft am meisten vergaß, sind seine wohlthätigen Werke. Sie allein begleiten ihn bis zum Throne des Richters; sie gehen voran, sprechen für ihn, und finden Barmherzigkeit und Gnade.

### Schlechte Wahl.

Eine im höchsten Grade zankfüchtige Ehefrau sagte zu ihrem Manne, als er sich eben eine ihr mißfällige Farbe zu einem Kleide gewählt hatte: Du wählst Dir auch jedesmal das Schlechteste aus. — Ja wohl, versetzte er, und mit Dir habe ich angefangen.

### Angeführt.

Der alte Moses Hzig ist ein kluger, ein gescheiter Mann. Eines Morgens begegnet ihm seine Frau, hat eine Schüssel voll Erbsen in der Hand und will damit

auf den Hof. Memme, was bringst du? — Erbsen, sein verdorben, sein sauer und stinken, will ich sie weg schütten, die ist kein Mensch mehr. — Kein Mensch, spricht Hzig, will ich sie essen. — Am Mittag muß die Memme die Erbsen bringen. Der alte Hzig setzt sich davor, sieht sie an, schnuppert daran, macht ein verdrießlich Gesicht, holt eine Flasche Brantwein, schenkt sich ein und spricht: Alter Hzig, ist die Erbsen! ist die Erbsen! kriegst en Schnaps. — Er ist sie wirklich auf, es geht ein bißchen langsam, aber er ist sie auf. Als er fertig ist, gießt er den Schnaps wieder in die Flasche, schlägt den Stöpsel darauf, trägt sie wieder in den Schrank und ruft: Ach, da hab' ich den alten Hzig doch mal angeführt.

### Warnung für die Bäcker.

In dem D. schen Wochenblatte las man neulich folgende Warnung: Die Bäcker von D. werden von einem Freunde gewarnt, ihre Semmeln und Milchbröden nicht vor die Fenster zu legen, indem solche leicht von den Spagen fortgetragen werden können.

### Kaufen Sie etwas Rührendes.

„Kaufen Sie etwas Rührendes! Etwas Rührendes!“ rief auf dem letzten Radolfzeller Bartholomäusmarkt eine Frau mit kreischender Stimme; als ein Vorübergehender neugierig hinzutrat, um diese rührenden Sachen näher zu betrachten, so fand er zu seinem Erstaunen, daß es Kochlöffel waren.

### Ein tyroler Scharfschütz.

In Wien stand eine Schildwache an einem hohen Haus, in dessen oberm Stockwerk ein Mann wohnte, der mit einem großen Fernglase die Sterne beobachtete. Der Soldat sah ihm aufmerksam zu, als er sein Fernrohr richtete. Endlich stand es gut und der Mann sah eifrig durch.

Da zuckte am Himmel eine helle Sternschnuppe.

Der Soldat fuhr zusammen und sagte: Das war gut getroffen! Der muß a Tyroler Scharfschützen sein und mit aner Windbüchsen schießen, weil man kan Knall hören thuet!

### Grund zur Anleihe.

Herr Ameier bat einst Jemanden um 10 Thaler. — Aber ich kenne Sie nicht. — Eben deswegen komme ich zu Ihnen, weil diejenigen, die mich kennen, mir nicht borgen wollen.

## Die Entschuldigung.



Herr. Warum Sie? Warum kommt mein gewöhnlicher Barbier nicht?

Barbier. Entschuldigen Sie, ich habe Sie gestern gewonnen.

Herr. Was soll das heißen?

Barbier. Ja sehen Sie, ich und meine Kollegen, wir spielen zuweilen Schafskopf um unsere Kunden, und da sind Sie mir gestern auf 14 Tage zugefallen. So 'n Glück in Schafskopf hab' ich lange nicht gehabt.

## Einer dümmer als der Andere.

Ein Handelsreisender, sehr erfüllt davon, daß er eben die englische Sprache erlernen wollte, äußerte im Wirthshause zu einem Pferdehändler: „Wir Deutsche haben es leichter, wir sprechen, wie wir schreiben; aber die Engländer schreiben, zum Beispiel, Shakspear, und wenn sie den Namen sprechen, sagen sie Schäckspier.“

„D“, fiel Zener ein, „dergleichen ist ja bei uns noch ärger, wir schreiben, zum Beispiel, Pferd, und sagen doch Ros oder Gaul!“

## Nützliche Mittel.

Mattgewordene Fenster und anderes Glas wieder hell zu machen. Dies geschieht mit Leichtigkeit, indem man das Glas mit Brennesseln abreibt und dann mit reinem Wasser abspült.

Wenn Speisen versalzen sind — spanne man ein leinenes Tuch über den Topf und werfe Salz auf dasselbe, dann wird dieses in kurzer Zeit die Salztheilchen aus den Speisen an sich ziehen.

Wider den Wadenkrampf — reibe man Abends vor Schlafengehen mit warm gemachtem Opodeldoc die krampfhaften Theile tüchtig ein. Dies wiederhole man alle 14 Tage, damit das Uebel nicht wiederkehre. Kaltes Wasser, frisch vom Brunnen geholt, Morgens, Mittags und Abends vor Schlafengehen eingegeben, hilft gleichfalls.

Geschwächte Augen zu stärken — Defteres Waschen mit kaltem Wasser hinter den Ohren und an der Stirne ist ein vorzügliches Stärkungsmittel.

Bluten einer Wunde zu stillen. Wenn das Bluten der Wunde nicht nachlassen will, stoße man gewöhnliche Holzkohle zu Pulver und streue es auf dieselbe.

Mittel gegen Erdsiedhe. Fein gemahlener Gyps, den man auf die Erde streut, ist ein bewährtes Mittel dagegen.

Mittel, Fleck- und Fettflecken aus Zeugen zu bringen. — Man nimmt das Gelbe eines Eies und bringt davon etwas auf den Fleck, nach Verhältniß seiner Größe, dann legt man einen Streifen weißer Leinwand darauf, benezt diesen mit so heißem Wasser, als man erleiden kann; reibt dann Alles 3 bis 4

Mal und feuchtet die Leinwand immer wieder mit heißem Wasser; dann nimmt man die Leinwand weg, die das Gelbe des Eies und auch den Fleck eingezogen haben wird. Bei Fleckflecken muß man, nachdem das Fett derselben aufgelöst ist, das Eisenoxyd durch Sauerfleesäure entfernen.

## Auflösung der Räthsel.

1. Heute. — 2. Der Blasbalg. — 3. Pflaster.
4. Kalk. — 5. In die vollen.

## Eine Räubergeschichte.

Unter den erwachsenen Lesern dieses Kalenders ist wohl keiner, der, wenn er sich recht besinnt, nicht von einer merkwürdigen, oft wunderbaren Rettung seiner selbst oder von Bekannten etwas zu erzählen wüßte, von einer Rettung aus irgend einer schweren Noth Leibes oder der Seele. Der Kalenderschreiber, als ein rechtschaffener Kalendermann, bringt gern solche Geschichten an's Tageslicht, Gott dem Helfer zu Ehren, und seinen Lesern zur Unterhaltung.

Wie in einer großen Stadt, so giebt es auf dem Erdboden hin und her besondere Spitzbuben- und Räuberquartiere; dergleichen sind z. B. manche Gegenden in der Nähe des heiligen Vaters, im sogenannten Kirchenstaate; der Bakonierwald im Ungarlande und die waldbreichen Gegenden an der polnisch-preussischen Grenze. In ein Wirthshaus der letztgenannten Gegend kommt eines Tages ein Metzgernecht. Um die Hüften trägt er eine lederne Geldtase und darin befinden sich ein paar hundert Thaler, mit denen er Vieh für seinen Meister einhandeln sollte. Der Wirth bringt dem Metzger den verlangten Schoppen und betrachtete dabei mit bedenklichen Blicken die volle Geldtase seines Gastes. „Guter Freund, redete er ihn an, ihr habt da ein gefährlich Ding um euern Leib gegürtet. Wißet ihr denn nicht, daß der Wald, durch den ihr wollt, voll Räuber und Mörder ist, die einen Menschen wohl um etlicher Groschen willen, geschweige um einiger hundert Thaler willen todtzuschlagen? Wenn ich euch rathen kann, so tragt euer Geld wenigstens nicht so offen.“

„Ei, sagte der Metzger, wo ist das schwere Geld besser versorgt, als in meiner ledernen Kasse, und wo trag ich's leichter, als um meine Hüfte! Und was die Räuber betrifft, so hab' ich gegen fünf probate Mittel bei mir. Das erste ist der Schutz Gottes und das ist das beste; dann kommt da mein starker Sultan, das ist ein kräftiges treues Thier und geht auf den Mann; das dritte ist mein Hirschfänger; das vierte Mittel ist mein starker Arm und das fünfte endlich mein Muth.“ — Dagegen wußte der Wirth nichts zu sagen. Der Metzger trank aus und ging getrost fürbas. Da tritt aus dem Gesträuch ein Kapuzinermönch zu ihm; mit ängstlicher Geberde kommt er zu dem Metzgernecht und spricht: „O wie lieb ist mir's doch, daß ich endlich in diesem unsichern Walde Gesellschaft bekomme. Wächstet ihr mich wohl in euern Schutz nehmen, bis wir aus dem Walde heraus sind?“ — „Necht gern,“

antwortete der Metzger und Beide schritten unter allerhand Gesprächen weiter. Aber der Kapuziner zeigte sich immer voller Angst. Bei jedem Geräusch drängte er sich ängstlich an seinen Begleiter und einmal sagte er: „Was wollten wir aber auch machen, wenn jetzt plötzlich ein paar Räuber uns überfallen wollten?“

„Da seit ihr nur ganz ruhig, Herr Vater, sagte der Metzger. Seht da meinen großen Hund? Das ist ein Kerl, der's allein mit drei Räubern aufnimmt, und mein Hirschfänger ist auch nicht für die Mäuse geschliffen?“ — „Ist die Waffe wirklich scharf?“ fragte der Kapuziner. — „Da schaut selbst, sagte der Andere und zog den Hirschfänger, der blank geschliffen war, weit aus der Scheide. Der Kapuziner nimmt ihn mit Erlaubniß des Metzgers in seine Hände und betrachtete die Klinge, indem er sagte: „Ich darf freilich nach meinen Ordensregeln kein Gewehr in die Hand nehmen; indeß sind wir hier allein und es wird's keiner meiner Genossen riechen, wenn ich mir ein solches Ding einmal genauer betrachte.“ Ganz ungeschickt nahm er den Hirschfänger in die Hände und suchte damit so komisch in der Luft herum, daß der Metzger herzlich lachen mußte; aber nicht lange. Denn plötzlich führt der vermeinte Kapuziner einen so geschickten Streich auf den nebenher laufenden Hund, daß das schöne, treue Thier mit einem lauten Schrei todt zusammenstürzt. In demselben Augenblick packt der verkappte Mörder den Metzger bei der Brust und ruft ihm mit geschwungenem Hirschfänger zu, er solle sein Geld hergeben, oder er sei des Todes. Der schnell entschlossene Metzger sagt gleich: „Herr Räuber, ich bin in eurer Gewalt, das sehe ich schon und will euch mein Geld hergeben. Aber ich möchte euch nur um einen Gefallen bitten; damit mein Herr nicht etwa glaubt, ich sei selbst der Schelm gewesen, so macht ein Zeichen an mtr.“ — Und als der Räuber fragte, wie er das meine, so sagte der Metzger: Am Besten wird's sein, ihr hauet mir die rechte Hand ab; aber mit einem guten Streich, damit die Sache mit einem Mal abgethan ist und man nicht nachbessern muß. Da ist ein abgefäßer Baumstamm; ich lege die Hand drauf und ihr zielt gut nach dem Gelenk, so thut's ein Streich schon.“ — Gleich streift der Metzger, der den Hock auf den Schultern getragen, die Hemdärmel zurück und legt die Hand hin. Der Räuber zielt, macht einen starken Bogen und fährt kräftig auf die Hand zu. Aber im entscheidenden Augenblick zieht der Metzger blitzschnell die Hand zurück; der Hirschfänger geht in's Holz und bleibt fest stecken. Doch der Metzger läßt

dem Kerl keine Zeit zum Herausziehen, sondern packt ihn mit kräftiger Faust bei der Gurgel, wirft ihn zu Boden und giebt ihm etliche kräftige Puffe und Tritte. Dann nimmt er einen guten Strick, welchen er für sein Schlachtvieh bei sich hatte, bindet dem Räuber Hände und Füße und verwehrt ihm das Schreien durch einen Knebel, den er ihm in den Mund steckt, und läuft dann eiligst in's nächste Dorf. Ein Trupp Bewaffneter folgt ihm. Nach wenig Stunden sitzt der gehdrig durchbläute Kapuziner in gutem Gewahrsam und durch strenges Fasten hatte man ihn bald so zahm gemacht, daß er die Geheimnisse seiner Gesellen und ihren Aufenthaltsort gestand. Man machte Jagd auf dieselben; etliche Duzend wurden erwischt und haben dann Niemanden mehr gemordet oder bestohlen.

### Die getreue Amme.

In dem neu erbauten Schlosse zu Bodmann am Bodensee bewahrt man noch einen kupfernen Kessel auf, in welchem bei einem Brande der damalige letzte Sprößling von seiner Amme gerettet wurde.

Gar lieblich erzählt diese Geschichte das schweizerische Heldenbuch vom Jahr 1624. „Um das Jahr Christi ein tausend drehhundert und achte, lebte Johann von Bodman des vralten Adlichen Geschlechts am Bodensee; welcher in seiner Jugend ganz wunderbar bey dem Leben erhalten worden, so sich also zugetragen. Es kame ein Schwarzkünstler vnd fahrender Schüler an dieses Ort, welcher dem Herren zugesagt und versprochen, er wolle durch seine Kunst zuwegen bringen, daß forthin in derselbe gegne, umb den Bodensee herum, kein Nabel oder Nyß den Weinreben mehr schaden bringen solle, welches man ihme dann auß vorgehenden thaten geglaubt, vnd große frewd gehalten. Als nun das ganze Haußgesind mit sampt den Junkherren frölich getanget, schlug er unversehen ein feuriger straal in das Schloß, also daß es an allen Orten ansteng zu brennen. Daselbsten seind sieben Edelmänner mit sampt Knechten und Mägden jämmerlich zu grund gangen. Zu dieser stund erbarmet sich die Säugamme gar sehr ihres jungen Kinds, vnd weil sie besseres nicht mögen, erwünscht sie ein Eherinenshasen, setzt das Kind darein, machet viel Tücher zu ring umb es, damit es wohl befestiget wurde, vnd warffe es von einem hohen Thurm ober das Schloß hinaus, da es dann auch bei dem Leben erhalten, vnd von dem zulauffenden Volk erkannt vnd hin getragen worden. Dergestalten war Johannes allein von diesem Geschlecht damahlen überblieben,

auch in allen Tugenden wol aufgezogen. So bald er erwachsen, ist er auch dem Kaiserlichen Feldlager nachgezogen vnd sich dermassen wol gehalten, daß er zu Ritter geschlagen worden. Nach diesem kame er wieder heim, erneuere seiner Vorfahren Wohnung vnd bildete sich dergestalten löblich, daß ihne manniglich sehr geliebet. Es sind seine Nachkommen von Ihme her Johannes geheissen, vnd in dem Kloster Salmandweller ehrlich zu der Erden bestattet worden, da dann diese Historien an einer Tafel gemalet.“

Einer mündlichen Sage zufolge war dieser Kessel im Laufe der Zeit in verschiedene Hände gekommen; da erkaufte ihn wieder einer der späteren Herren von Bodmann und der Kaufpreis soll ein Bauernhof von bedeutendem Werthe gewesen sein. Mit bereitwilliger Güte zeigen die Herren des Schlosses den Besuchern dies schätzbare Denkmal. Sie finden dabei noch ein Gelegenheit, ihre edle Gastfreundschaft zu beweisen, indem wohl schon mancher Fremde in diesem Kessel stand und einen Humpen Weins auf das Wohl des Geschlechts „Bodmann“ trank.

Außerdem befinden sich im Schlosse zwei alte Ölgemälde auf Leinwand, auf welchem alle jene Ritter und Frauen von Bodmann neben ihren Anverwandten abgebildet sind, welche bei jenem Brande umkamen, wodurch sich herausstellt, daß das Ganze keine Irrsage ist.

### Communistische Handwerksbursche.

Warnung: Jedem Baumfrevler 25 Stockfiriche und dem Angeber 2 Louisd'or Belohnung. — Dantziger: Sieh Bruder, das wär' ein Geschäft, du brichst ein Bäumchen ab, ich arretire dir — un dann theilt mir die 2 Louisd'or. Reutlinger: Dees ist mir schon recht. — Reutlinger (nach überstandenen fünfunds zwanzig): Lauffig Sayerlot, wo ist der Dantziger? jecht hab' ich die Schläg', un der die 2 Louisd'or.

### Ehrene Stiefel.

Richter: Also dieser Handwerksbursche hat Euch, Conrad Meyer, ein Paar Stiefel gestohlen. Conrad: Ja, Herr Richter, die wo dort stehen. Richter: Wie hoch schlägt Ihr diese Stiefel an? Conrad: Ja, nur haben sie mir 3 Thaler gekostet. Dann sind sie aber auch schon zweimal besohlt worden, macht jedesmal 1 Thaler, also im Ganzen — Richter: Im Ganzen 5 Thlr. Inculpat hat also ein Paar Stiefel gestohlen im Werth von 5 Thlr.